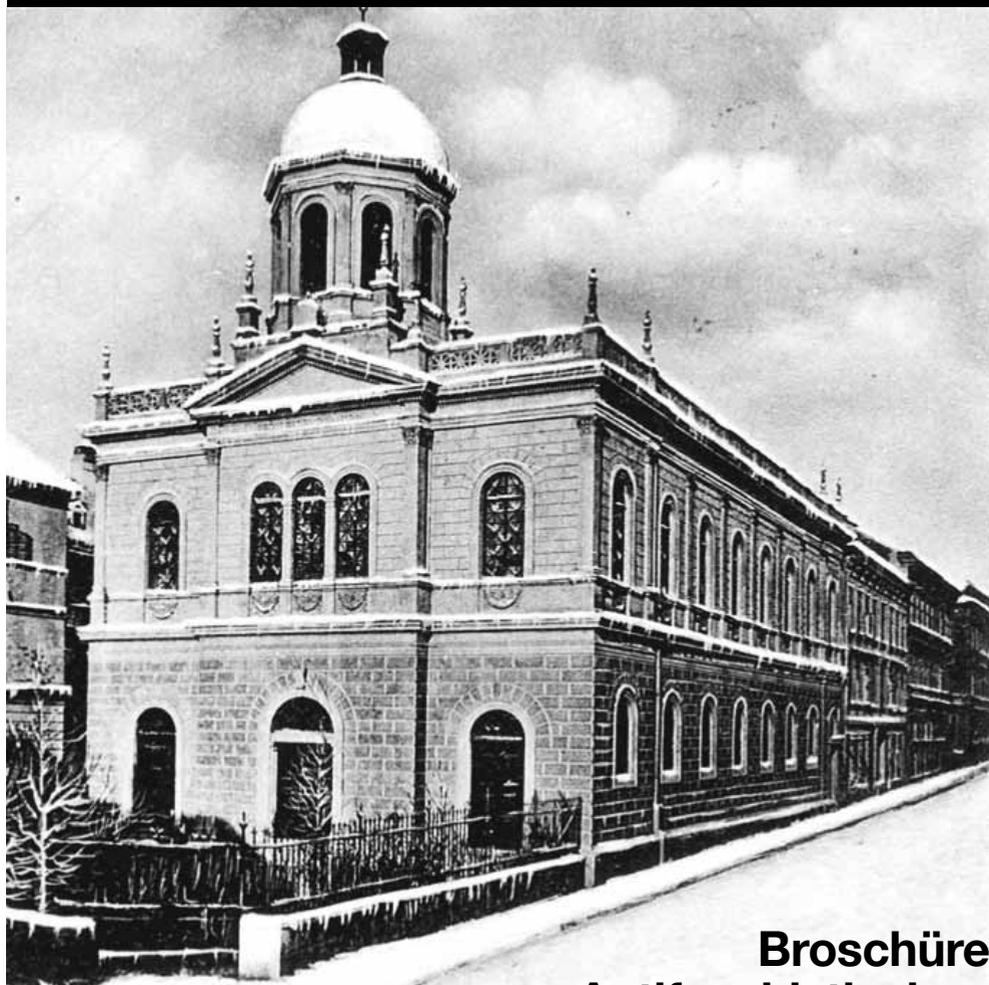


# NIEMALS VERGESSEN!

NOVEMBERPOGROM 1938 IN WIEN



**Broschüre  
zum Antifaschistischen  
Gedenkrundgang am 10.11.2010  
Wien, 15. Bezirk, Rudolfsheim-Fünfhaus**



# NIEMALS VERGESSEN!

## Antifaschistischer Gedenkrundgang

Die Pogrome am 9./10. November 1938 gegen die jüdische Bevölkerung und ihre Einrichtungen waren weder spontan noch auf diese Tage beschränkt. Die antisemitischen Ausschreitungen und Arisierungen beschränkten sich auch nicht auf einzelne Bezirke, sondern betrafen die ganze Stadt und das ganze Land.

Während des Novemberpogroms 1938 wurden in Wien 27 jüdische Männer ermordet, es gab 88 Schwerverletzte, dutzende Selbstmorde, mehr als 6500 Festnahmen. 3.600 verhaftete Juden und Jüdinnen wurden direkt in das Konzentrationslager Dachau transportiert, 4000 Geschäfte wurden geplündert und zerstört und 2000 Wohnungen geraubt, im NS-Jargon: „arisiert“.

### **ES GAB AUCH NOCH TAGE DANACH.**

Während der 9. November mittlerweile auch in Wien als Gedenktag begangen wird, wird über die antisemitische Kontinuität, die die Zeit davor und danach prägte, kaum gesprochen.

Wo am 9. November noch Synagogen und Bethäuser standen, waren in den Tagen darauf nur noch verkohlte Brandruinen. Wo es noch Geschäfte und Lokale gab, lagen nur noch Scherben – die Scherben nach denen die Nazis den Tag höhnisch „Reichskristallnacht“ nannten und deren Beseitigung einen neuen Anlass für Demütigungen und Gewalt bot. Wie an der Zerstörung waren auch hier SA, SS, Nachbar\_innen und Bürger\_innen beteiligt.

Wo am 9. November Angst herrschte, war in den Tagen danach nur noch Verzweiflung. Zehntausende Juden und Jüdinnen wussten nicht, was mit ihren Freund\_innen, Verwandten und Nachbar\_innen geschehen war.

Wo am 9. November noch Verzweiflung war, da war in den Tagen danach nichts mehr – 27 Morde hatten SA und SS unter Beifallklatschen von Nachbar\_innen und Bürger\_innen begangen. Und die Angst ließ Dutzende den Freitod wählen.

### **DAS WAR DER NOVEMBER 1938 IN WIEN.**

Der 9. November war ein Höhepunkt von Pogromen, die es in Österreich seit dem „Anschluss an das 3. Reich“ tagtäglich gab, aber er war nicht das Ende. Es dauerte noch fast sieben Jahre, bis den Nazis Einhalt geboten wurde.

Mit einem Rundgang wollen wir aufzeigen, wie flächendeckend die antisemitischen Ausschreitungen und Arisierungen in Wien stattfanden. Wir werden Orte jüdischen Lebens und nationalsozialistischer Verfolgung im 15. Bezirk suchen und hoffen, damit Bewusstsein für lokale Geschichte zu schaffen und die Arbeit von Initiativen vor Ort zu unterstützen.

**RUNDGANG: MI., 10.11.2010. 18:00 UHR (PÜNKTLICH)  
TREFFPUNKT: U4 LÄNGENFELDGASSE, AUSGANG STORCHENSTEG**

## Lesung

Nach dem Rundgang laden wir als weiteren Programmpunkt zur Lesung

### **WAS AUFGESCHRIEBEN IST, GEHT NICHT VERLOREN ...!**

Texte von Viktor Matejka und Selma Meerbaum-Eisinger, gelesen von Carmen Renate Köper

Lesung ab etwa 20:30  
im que[e]r, Wipplingerstraße 23, 1010 Wien

Viktor Matejkas (1901-1993) Bemühungen gegen das Vordringen des Nationalsozialismus brachten ihm sechs Jahre Konzentrationslager ein. In Dachau versuchte er, mit der Einführung und Erweiterung von Lagerbüchereien, mit dem Herstellen der legendären „Pickbücher“, mit Kabarettaufführungen, das Leben der Häftlinge erträglicher zu gestalten.

Die jüdische Lyrikerin Selma Meerbaum-Eisinger (1924-1942) begann bereits Ende der dreißiger Jahre Liebesgedichte zu verfassen und diese an ihren Freund Lejser Fichman zu schreiben. Selmas Freund hat diese Gedichte in zuverlässige Hände gegeben, bevor er später auf der Flucht nach Palästina starb. Aber auch das Leben der jungen Schriftstellerin währte nur kurz: Nach der Deportation ihrer gesamten Familie in das Arbeitslager im ukrainischen Michailowska starb Selma Meerbaum-Eisinger am 16. Dezember 1942 – sie wurde 18 Jahre alt.

# stationen des stadtpaziergangs

## **1** Treffpunkt Längenfeldgasse Seite 6

Begrüßung, Einleitendes zu Novemberpogrom & Antisemitismus und der Jüdischen Gemeinde im 15. Bezirk

## **2** Station Storchengasse Seite 14

Redebeitrag zu Storchenschul und Hashomer Hazair

## **3** Station Sechshausenstraße Seite 17

ZeitzeugInnenbericht

## **4** Station Fünfhausgasse Seite 20

Redebeitrag zu Gemeindebauten und Verhalten der Mehrheitsbevölkerung

## **5** Station Herklotzgasse Seite 23

Geschichte des Hauses und Vereine (vom Projekt Herklotzgasse21 gestaltet)

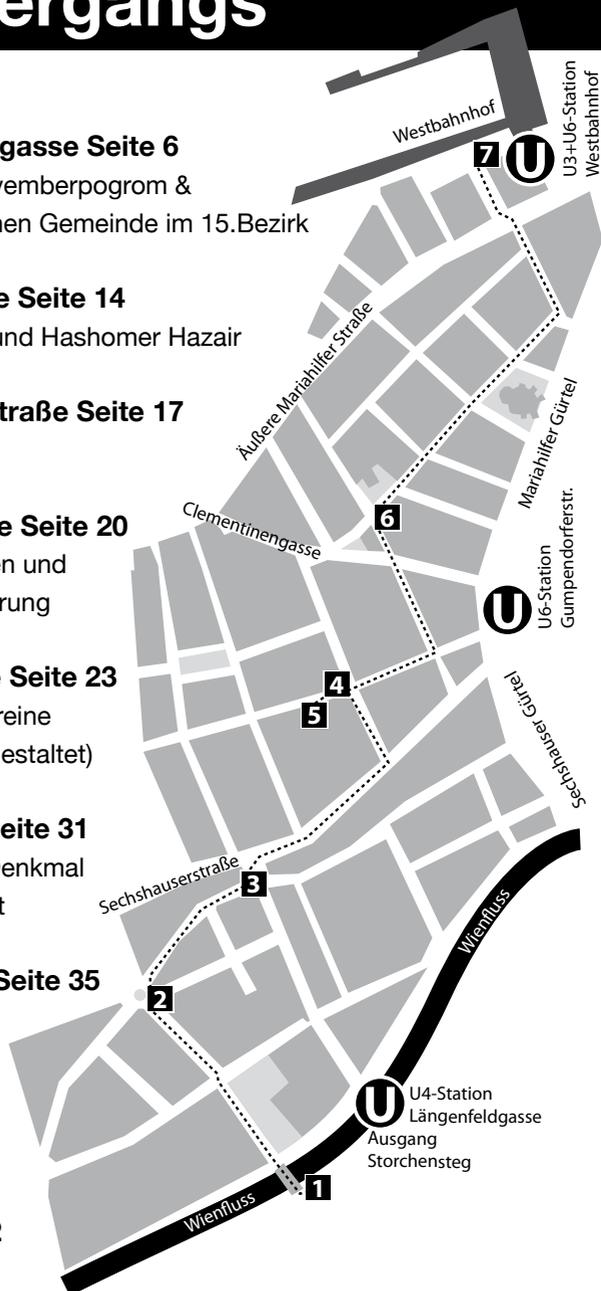
## **6** Station Turnergasse Seite 31

Redebeitrag zu Turnertempel, Denkmal und Audio-ZeitzeugInnenbericht

## **7** Station Westbahnhof Seite 35

Beitrag zu Deportationen von hier und kritische Würdigung des vorhandenen Gedenkens

**Widerstand gegen Antisemitismus – das Beispiel Italien Seite 42**



# **1 U4 LÄNGENFELDASSE – AUSGANG STORCHENSTEG**

## **Das Novemberpogrom in Wien**

Wir wollen heute mit diesem Rundgang an das Novemberpogrom in Wien erinnern, das am 9. November 1938 begann und mehrere Tage andauerte. Dass wir diesen einen Tag besonders hervorheben, heißt nicht, dass wir uns der antisemitischen Kontinuitäten davor und danach nicht bewusst wären. Bereits vor dem November 1938 standen Übergriffe und Ausschreitungen gegen Juden und Jüdinnen und Zerstörungen von Einrichtungen der jüdischen Glaubensgemeinschaft auf der Tagesordnung. Die Novemberpogrome, die im Altreich für Juden und Jüdinnen eine einschneidende Veränderung bedeuteten, unterschieden sich in Wien nur in zwei Punkten von den vorhergehenden Gewalttaten des Jahres 1938: Durch den größeren Umfang und die Massenverhaftungen.

Warum also der 9. November? Weil dieser neue Höhepunkt antisemitischer Ausschreitungen die zuvor gehegte Hoffnung vieler Juden und Jüdinnen, es könne nicht mehr schlimmer werden und ihre Situation könnte sich bald wieder verbessern, mit diesem Tag zerstört wurde. Nach dem Novemberpogrom wurde der jüdischen Bevölkerung endgültig die Existenzgrundlage entzogen und der Prozess der Diskriminierung, Enteignung und Vertreibung systematisch fortgeführt. Die nächsten Schritte der antisemitischen Politik waren auf Ghettoisierung, Deportation und letztlich die Vernichtung der Juden und Jüdinnen gerichtet.

Während des Novemberpogroms 1938 wurden 27 jüdische Männer ermordet, es gab 88 Schwerverletzte, dutzende Selbstmorde, mehr als 6500 Festnahmen. 3600 verhaftete Juden und Jüdinnen wurden direkt in das Konzentrationslager Dachau transportiert. 4000 Geschäfte wurden geplündert und zerstört, 2000 Wohnungen geraubt, im NS-Jargon: „arisiert“, und 42 Synagogen und Bethäuser in Brand gesetzt. Gab es nach früheren Pogromen immer noch Zufluchtsstätten, so waren die Juden und Jüdinnen Wiens nach den flächendeckenden Zerstörungen und Arisierungen des Novemberpogroms ihrer Schutzräume beraubt.

Dieser Rundgang durch den 15. Bezirk soll nicht nur an das Novemberpogrom erinnern, sondern auch an das jüdische Leben, das vor dem November 1938 in diesem Bezirk existierte und durch den Nationalsozialismus zerstört wurde.

# Die jüdische Gemeinde im 15. Bezirk

Wahrscheinlich fällt nicht vielen Leuten, wenn sie an die Geschichte der Juden und Jüdinnen in Wien denken, der 15. Bezirk ein. Das hängt wohl auch mit dem Charakter der jüdischen Gemeinde hier zusammen, der weder in anti- noch in philosemitische Klischees passt.

Noch am ehesten bekannt ist, dass die Familie des Bankiers Nathan von Arnstein ab 1794 am Braunhirschengrund einen Sommersitz hatte, in dem Fanny von Arnstein einen berühmten Salon führte (Arnsteingasse). Nach dem Tod Fannys 1818 wurden die Besitzungen nach und nach verkauft, die Tochter Henriette (Henriettenplatz) konvertierte zum Christentum und es gibt keinen Hinweis darauf, daß die Entstehung der jüdischen Gemeinde von den Arnstein'schen Besitzungen ausging oder angeregt wurde.

Dass die jüdische Geschichte in Rudolfsheim-Fünfhaus in den letzten Jahren einen größeren Platz im allgemeinen Geschichtsbewusstsein einnimmt, ist vor allem der Initiative Herklotzgasse 21 zu danken. Ihren Publikationen ist auch dieser kurze Überblick entnommen: Kofler, Michael/Pühringer, Judith/Traska, Georg (Hg.): Das Dreieck meiner Kindheit. Eine jüdische Vorstadtgemeinde in Wien. Mandelbaum Verlag, Wien 2008. <http://www.herklotzgasse21.at>

Die jüdische Vorstadtgemeinde „Fünfhaus“ bzw. „Sechshaus“ reicht als religiöse Gemeinde bis 1846 bzw. 1842 zurück, als jüdischer Siedlungsort sogar einige Jahrzehnte weiter. Sie umfasste den Bereich der heutigen Bezirke 12 bis 15 und war innerhalb von Vororten entstanden, als diese gerade den Wandel von Bauerndörfern zu proletarischen Vorstädten vollzogen. In Fünfhaus war die soziale Organisation mehrerer Gemeindebezirke (XII-XV) gebündelt.

Die hier lebenden Juden und Jüdinnen wohnten von Anfang an recht gleichmäßig über den Bezirk verteilt, das heißt, die meisten von ihnen hatten nicht-jüdische Nachbar\_innen. Der räumlichen Integration steht ein relativ hoher Organisationsgrad in verschiedenen, als jüdisch definierten sozialen Gruppierungen gegenüber.

Der Übergang von einer kleinen, relativ wohlhabenden jüdischen Bevölkerung im Vormärz zu deren Proletarisierung in der Gründerzeit (Fallen des Ansiedlungsverbotes nach 1848 und die schrittweise Emanzipation der Juden und Jüdinnen im

Zuge der Liberalisierung von Staat und Gesellschaft) stellte sich in den südwestlichen Vororten auf ganz eigene Weise dar und gab der Gemeinde eine besondere Prägung.

## **VORMÄRZ**

Ab den frühen 1830er Jahren siedelten sich in den südwestlichen Vororten jüdische Fabrikanten an.

Juden und Jüdinnen war bis 1848 die Ansiedlung „auf dem offenen Land von Niederösterreich“ prinzipiell untersagt – wie in den meisten Teilen der Monarchie, von einzelnen Städten mit ihren Ghettos und Judenstraßen sowie von den tolerierten Juden Wiens und ihren Familien abgesehen. Eine Ausnahme machten die Verordnungen für Fabrikanten (die mit der Auflage verbunden waren, nur christliche Arbeiter\_innen zu beschäftigen). Und der Südwesten Wiens war eines der am frühesten industrialisierten Gebiete.

Bis 1848 bildeten Fabrikanten, vor allem Textilfabrikanten, die bei Weitem wichtigste Gruppe in einer mit keinem anderen Bezirk Wiens vergleichbaren Konzentration. Diese Fabriken waren meist größere Manufakturen, wobei die in der Textilindustrie traditionelle Heimarbeit und Verlagsindustrie teilweise fortgesetzt und unter starker Beteiligung von Arbeiterinnen verstärkt wurde, was die Tatsache erklärt, dass auch relativ bedeutende Fabriken mit kleinen und typologisch unspezifischen Gebäuden auskamen. Des öfteren wurden Fabriken in Hofgebäuden errichtet, sodass man auch von Hinterhoffabriken und Hinterhofmanufakturen spricht.

Die Fabrikanten und ihre Familien, denen wir in den südwestlichen Vorstädten begegnen, kamen fast alle aus Städten der Kronländer Mähren, Böhmen und Ungarn; in der näheren Umgebung Wiens aus Nikolsburg, Prossnitz, Pressburg, Budapest etc. Hier lebte die jüdische Bevölkerung fast ausschließlich vom Handel und da wiederum zu einem großen Teil vom Textilhandel.

Wien war aus verschiedenen Gründen Anziehungspunkt. Hier war das Zentrum des jüdischen Textilgroßhandels, außerdem unterschieden sich die Wiener Lebensverhältnisse deutlich von denen der dichtbesiedelten Ghettos. Zwar waren die Wiener Juden und Jüdinnen im Vormärz (und danach) ebenfalls starken und teils demütigenden Restriktionen ausgesetzt, doch lebten sie nicht abgesondert, sondern frei unter den übrigen Wiener\_innen.

Zu den beengten Wohnverhältnissen in den Herkunftsregionen kam der Mangel an beruflichen Möglichkeiten und Ehebeschränkungen: In Böhmen und Mähren war nur den erstgeborenen Söhnen die Heirat und die Zeugung von Kindern gestattet.

Ärmere Familien machten hingegen im Vormärz nur einen geringen Anteil der ansässigen Bevölkerung aus. Ärmere Kaufleute gingen hier zwar (regelmäßig) ihren Geschäften nach, konnten sich jedoch nicht ansiedeln und mussten ihre Familien in den Judenvierteln oder Ghettos ihrer Heimatgemeinden in den Kronländern zurücklassen.

Die 1853 auf 527 Menschen angewachsene Gemeinde wird vor allem um diese vermehrt worden sein, die schon zuvor regelmäßig in Wien verkehrt hatten und für die nun das Ansiedlungsverbot gefallen war.

## **1848**

Das Revolutionsjahr 1848 brachte große Fortschritte in der bürgerlichen Emanzipation der Juden und Jüdinnen, die einen starken Anteil an den Ereignissen der Revolution hatten. Bei ihnen verband sich die Begeisterung für die Befreiung auf besonders dringende Weise mit den eigenen Interessen.

Während der Revolution kämpften und fielen Juden und Jüdinnen Seite an Seite mit Christ\_innen. Alle Gefallenen wurden in der Kapelle des Allgemeinen Krankenhauses aufgebahrt und schließlich gemeinsam am Schmelzer Friedhof begraben. Im vollen Ornat schritten Rabbiner Isak Noa Mannheimer und katholische Priester nebeneinander vor dem langen Leichenzug in die Vororte und boten ein ungewöhnliches Bild – vielleicht eines der schönsten Bilder der Revolution.

Die Arbeiter\_innen in Fünf- und Sechshaus richteten in den ersten Tagen der Revolution Verwüstungen an, in denen sich verschiedene Motive verknüpften: Mit Sicherheit war der „Maschinensturm“ der Revolutionstage branchenspezifisch – 70 % der danach Verhafteten gehörten den Textilberufen an und ließen sich von der Wut gegen die Einführung von Maschinen, die zu bedrohlicher Arbeitslosigkeit geführt hatte, leiten. Drei Viertel der Textilfabriken und offenbar die größten Betriebe waren in jüdischem Besitz. Der Branntweinerzeuger Friedmann war hingegen zwar ebenfalls Jude, wurde aber doch „nur“ geplündert wie so viele andere Geschäfte, Gasthäuser und Privatwohnungen, die nach dem Kenntnisstand dieser Untersuchung allesamt nicht in jüdischem Besitz waren.

Es gab aber auch antijüdische Parolen während der Arbeiter\_innenaufstände, etwa: „Wart's es Zappert-Leut, ös Judenklumpert, heute noch werden wir eure Maschinen zusammenschlagen.“

Auch wurden die antijüdischen Ressentiments bereits demagogisch ausgenutzt, was eine Wende zum modernen Antisemitismus markiert, doch waren sie nicht primäres Handlungsmotiv.

## **GRÜNDERZEIT**

Mit der Revolution begann die Epoche der Gründerzeit mit ihren enormen Umwälzungen in Gesellschaft, Wirtschaft und der städtischen Lebensräume. Bis 1910 sollte sich in Wien die jüdische Bevölkerung von einigen Tausend auf 175 000 vermehren – und innerhalb der mit sozialen Spannungen geladenen Entwicklungen der Gründerzeit sollte der Antisemitismus ein einfach zu gebrauchendes und folgenschweres wahlpolitisches Mittel werden.

Bei einer Verdoppelung der Gesamtbevölkerung zwischen 1850 und 1880 stieg der jüdische Bevölkerungsanteil von ca. 1 % auf 10,1 % an. In den südwestlichen Vororten war diese Schere zwischen allgemeiner und jüdischer Bevölkerungsentwicklung geringer, sodass der prozentuelle Anteil der hier lebenden jüdischen Bevölkerung gegenüber der gesamten Einwohner\_innenzahl Wiens sank. Das ändert freilich nichts daran, dass auch in den südwestlichen Vororten die jüdische Bevölkerung enorm zunahm: 1845: 291 Personen, 1853: 527, 1890: 4528

In Rudolfsheim-Fünfhaus blieb bis 1938 der Umfang der jüdischen Bewohner\_innen weitgehend konstant. In absoluten Zahlen etwa zwischen 5500 und 6000 Menschen. Gegenüber der vormärzlichen jüdischen Bevölkerung sticht als Erstes eine große Vielfalt von Berufen ins Auge. Zugleich ist der Anteil an wenig einträchtigen und Bettelgewerben viel höher. Im Verlauf der Gründerzeit veränderte sich die Zusammensetzung der jüdischen Bevölkerung, um sich der eines armen Arbeiter\_innenbezirks anzugleichen.

## **DIE RELIGIÖSE GEMEINDE**

Bethäuser mit behördlicher Befugnis gab es in Fünfhaus ab den 1840er Jahren (das erste im Jahr 1842 oder 1846 in der Feldgasse Nr. 223, später Sperrgasse 6). Die Konzessionen hatten Privatmänner inne, die diese nicht immer zur Zufriedenheit der Gemeinde nutzten.

Um die Bewilligung auf eine allgemeine und öffentliche zu ändern und auch um Spaltungen zu verhindern (es gab Spannungen zwischen Orthodoxen und Liberalen, die erst 1866 im Rahmen einer gemeinsamen Feier beigelegt wurden) begab sich die Gemeinde unter die Obhut der IKG Wien und im Jahr 1852 wurde gemeinsam mit der „Israelitischen Kultusgemeinde Wien“ die „Filialgemeinde Fünfhaus“ gegründet.

1867 erhielten die Österreichischen Juden und Jüdinnen die volle bürgerliche Gleichberechtigung und Religionsfreiheit.

1867/68 machte sich die Gemeinde – als erste in der näheren Umgebung Wiens – von der Wiener Muttergemeinde unabhängig, vor allem um ihr ehrgeiziges Anliegen eines Synagogenbaues besser betreiben zu können. Die „Israelitische Kultusgemeinde im Bezirke Sechshaus“ (Name des seit 1848 bestehenden niederösterreichischen Bezirks) setzte sich als Aufgaben die Schaffung einer „der Wissenschaft geweihten Schule“ für die Jugend, die „unverweilte Errichtung eines großen, würdig ausgestatteten, im Centrum gelegenen Gotteshauses“, die Bestellung eines „würdigen Seelsorgers“ und die Unterstützung der Armen, Kranken sowie der Sterbenden durch „Wohlthätigkeits-Anstalten“. Die eigentliche Existenzberechtigung als von der IKG Wien unabhängige Kultusgemeinde Sechshaus bestand jedoch in der Aufgabe des Tempelbaues, die die Kultusgemeinde in eine bis 1876 fortdauernden Finanzkrise brachte.

Der Tempel in der Turnergasse 22 wurde als dritte Synagoge Wiens (nach dem Haupttempel in der Seitenstättengasse und dem Leopoldstädter Tempel) 1871/72 nach den Plänen Carl Königs errichtet und ersetzte das seit 1849 gemietete und provisorisch eingerichtete Bethaus in der Sperrgasse 9 (vorm. Feldgasse).

Nach der Eingemeindung der Vororte Wiens 1890 wurde im Jahr 1892 die unabhängige Gemeinde Sechshaus wieder in die Wiener Muttergemeinde eingebunden. Innerhalb der neuen städtischen Bezirksgliederung, die sich ihrerseits mehrfach verändert hatte, wurde sie vorerst nicht geteilt und umfasste die Bezirke 12 bis 15. Erst in den 1920er Jahren zeichnete sich eine gewisse Unabhängigkeit der Gemeinde Hietzing ab.

Dass Orthodoxe und liberalere Institutionen nach der Beilegung des Konflikts 1866 friedlich und ohne Betonung eines Gegensatzes koexistierten, zeigt sich auch im Verhältnis der drei wichtigsten Zentren der Gemeinde: Turnertempel, Storchenschul und Herklotzgasse.

Das Bethaus in der Storchengasse 21 (errichtet 1873) bildete unter den religiösen Orten des Viertels einen Gegenpart zum Turnertempel. Diesen besuchten vorwiegend Juden und Jüdinnen, die mindestens in zweiter Generation in Wien lebten und ein liberales religiöses Klima bevorzugten. Die Storchenschul hingegen wurde vor allem von Juden und Jüdinnen aus der Slowakei, aus Galizien und Ungarn frequentiert. Die Einwanderer\_innen aus diesen Gebieten, die in den westlichen Außenbezirken Wiens lebten, waren nicht unbedingt strikt orthodox in ihrer Lebensführung – manche\_r hielt sein/ihr Geschäft auch am Samstag offen. Doch wollten sie den religiösen Gewohnheiten aus ihren Herkunftsländern treu bleiben und fühlten sich einem bestimmten Ritus verbunden. Zwischen den beiden Orten bestand allerdings kein ausschließender Gegensatz. So besuchte zum Beispiel der Enkel eines Tempeldieners im Turnertempel, der selbst im dortigen Kinderchor sang, in der Storchenschul die Talmud-Thora-Schule.

Während im Gemeindehaus des Turnertempels und in der Storchenschul die religiös fundierten Vereine älterer Prägung versammelt waren, war das 1906 privat gestiftete Gemeindehaus der Herklotzgasse 21 zionistisch geprägt (zionistische Bezirkssektion, Makkabi, jüdischer Kindergarten) und seine Fürsorgevereine reagierten kurzfristig auf die Nöte der Zeit.

## **DIE JÜDISCHE BEVÖLKERUNG 1938-1945**

Im Jahr 1938 wurde aus Rudolfsheim (bis dahin der 14. Bezirk) und Fünfhaus (bis dahin der 15. Bezirk) im Zuge einer großen Verwaltungsreform der 15. Wiener Gemeindebezirk gebildet.

Im Jahr 1934 war jede fünfte in Rudolfsheim-Fünfhaus lebende Person nicht auf dem Gebiet der Republik Österreich geboren worden. Unter den Zuwander\_innen besonders stark vertreten waren Menschen, die aus Gebieten stammten, die seit 1918 zur Tschechoslowakei gehörten.

Im Jahr 1934 gaben auf dem Gebiet des späteren 15. Bezirks 5575 Personen ihre Konfession mit „israelitisch“ an, das entsprach einem Anteil von 4,5% der Wohnbevölkerung. Im Schnitt waren 9,4% der Wiener\_innen jüdisch, mithin doppelt so viele wie in Rudolfsheim-Fünfhaus. Aus den genannten Zahlen zur Herkunft von Zuwander\_innen lässt sich ersehen, dass Juden und Jüdinnen, die während des Ersten Weltkrieges aus ihrer Heimat flohen, und die vornehmlich aus Polen und der Ukraine stammten, sich kaum im 15. Bezirk ansiedelten. Es handelte sich demnach um eine alteingesessene Bevölkerungsgruppe, die großteils bereits seit mehreren Generationen in Wien lebte.

Die Jüdinnen und Juden unterschieden sich soziologisch kaum von ihrer Umgebung, die Mehrzahl verdiente ihren Lebensunterhalt als Arbeiter\_innen und Handwerker\_innen sowie im Kleinhandel.

Bei der jüdischen Bevölkerung von Rudolfsheim-Fünfhaus handelte es sich vermutlich mehrheitlich um eine liberale bis säkular lebende, alteingesessene Gruppe. Punktuelle jüdische Ansiedlungsgebiete sind im Bezirk nicht auszumachen, allerdings bildete die Herklotzgasse sicherlich ein kulturelles Alltagszentrum, während Reindorfstraße und Mariahilfer Straße Ähnliches für den gewerblichen Bereich darstellten. Neben Tätigkeiten im Handwerk, Kleinhandel, Textilmanufaktur und -handel waren jüdische Geschäftsleute im Unterhaltungsbereich und hier wiederum speziell in der Filmbranche stark bzw. dominant vertreten. Die Mehrheit des jüdischen Gewerbes gehörte im 15. Bezirk aber zum so genannten „Elendsgewerbe“. Abseits einiger Geschäfte auf der Mariahilfer Straße wurden insbesondere die Kleinbetriebe im Zuge der Arisierung bis Kriegsende liquidiert.

Dem monatelangen offenen Terror nach dem „Anschluss“ im März 1938 waren auch die jüdischen Verfolgten im 15. Bezirk schutzlos ausgeliefert. Bei den meisten derartigen Aktionen und Raubzügen bedurfte es gar nicht erst einer Initiative von SA oder SS: Es handelte sich um Privatinitiativen einfacher Nazis sowie von Menschen, die ihre Zuneigung zur braunen Bewegung erst entdeckten, nachdem sie die Möglichkeit erkannt hatten, sich so konkrete materielle Vorteile auf Kosten der enteigneten jüdischen Bevölkerung zu verschaffen. Begleitet wurde all das von einer beispiellosen Hetze in den Medien, allen voran im Stürmer und dem Völkischen Beobachter, wobei die Unzahl von Verboten, Einschränkungen und diskriminierenden Sondervorschriften, die auf alle einprasselten, die nach den „Nürnberger Rassegesetzen“ als jüdisch galten, noch schwerer wog: Sie zielten bekanntlich darauf ab, den Betroffenen die ökonomische Existenzgrundlage zu rauben, sie vom Rest der Bevölkerung zu isolieren und ihnen nach Möglichkeit das Leben zur Hölle zu machen. Alle jüdischen Journalist\_innen, Beamt\_innen, Lehrer\_innen und städtischen Angestellten verloren unmittelbar nach dem „Anschluss“ ihren Arbeitsplatz, jüdischen Anwalt\_innen und Ärzt\_innen wurden die Lizenzen entzogen, jüdische Schüler\_innen wurden schon bald in eigenen Klassen, dann in eigenen Schulen zusammengefasst, jüdische Studierende von den Universitäten verwiesen; viele Betriebe

entließen lange vor den entsprechenden Erlässen ihre jüdischen Arbeiter\_innen und Lehrlinge oder vergaben keine Aufträge mehr an jüdische Handwerker\_innen und Lieferant\_innen; für jüdische Mieter\_innen war der gesetzliche Mieter\_innen-schutz de facto außer Kraft gesetzt, und obwohl niemand die Hausbesitzer\_innen dazu anhielt, wurden jüdische Mietparteien massenhaft gekündigt. Der jüdischen Bevölkerung war der Aufenthalt in Theatern und Kinos, Parks, Sportplätzen und Schwimmbädern verboten, noch vor einschlägigen Verboten wurden sie in vielen Cafés, Geschäften und Lokalen nicht mehr bedient; sie durften sich nur noch von jüdischen Ärzt\_innen behandeln lassen, keine Haustiere mehr halten, weder Autos, Radios noch Plattenspieler besitzen, keine Bibliotheken benützen, keine Zeitungen abonnieren, mussten zwangsweise als zweite Vornamen „Sarah“ bzw. „Israel“ annehmen und schließlich ab September 1941 den „Judenstern“ tragen.

Nach den bisher zugänglichen Quellen ist von einem Anteil von etwa 65% auszugehen, denen die Flucht ins Ausland gelang. Obgleich die meisten Juden und Jüdinnen in Rudolfsheim-Fünfhaus aus eher ärmlichen Verhältnissen stammten, war die Auswanderungsquote im gesamtösterreichischen Vergleich nicht unterdurchschnittlich. In Verbindung mit der vergleichsweise hohen Zahl von Flüchtlingen, die sich nach Palästina wandten, und der verhältnismäßig geringen Zahl an streng Religiösen ist die Vermutung naheliegend, dass der 15. Bezirk über einen relativ hohen zionistischen Organisationsgrad verfügte.

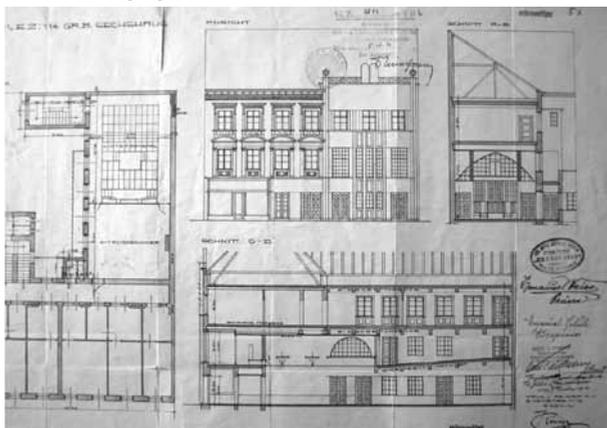
Jenen, die zurück blieben, stand ein jahrelanger Leidensweg bevor, der fast ausnahmslos mit ihrer Ermordung endete. Etwa 26% der Juden und Jüdinnen aus Rudolfsheim-Fünfhaus wurden in den Konzentrations- und Todeslagern ermordet, das entspricht etwa 1500 Menschen. Ungefähr 90 Personen verübten aus Verzweiflung, später oft auch, um der eigenen Deportation zuvorzukommen, Selbstmord. Nur dreien, die durch eine/n nicht jüdische/n EhepartnerIn geschützt waren, gelang es nachweisbar, bis Kriegsende in Wien zu überleben. Hilfestellungen größeren Ausmaßes durch „Arier\_innen“, auch nur für einzelne Verfolgte, sind nicht bekannt. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches kehrten nur wenige Überlebende zurück, offenkundig waren es nicht einmal genug, um wieder einen Betraum einzurichten und gemeinsam Gottesdienste abzuhalten – dafür wäre eine Gemeinde von mindestens zehn Männern nötig gewesen.

## 2 STORCHENGASSE 21

Michael Kofler, Judith Pühringer und Georg Traska:  
„Das Dreieck meiner Kindheit“, Wien, 2008 (vergriffen). S. 100-107:

### Die „Storchenschul“

Das Bethaus in der Storchengasse 21 bildete unter den religiösen Orten des Viertels einen Gegenpart zum Turnertempel. Diesen besuchten vorwiegend JüdInnen, die wenigstens in zweiter Generation in Wien lebten und ein liberales religiöses Klima bevorzugten. Die Storchenschul hingegen wurde vor allem von JüdInnen aus der Slowakei, aus Galizien und Ungarn frequentiert. Die Einwanderer aus diesen Gebieten, die in den westlichen Außenbezirken Wiens lebten, waren nicht unbedingt strikt orthodox in ihrer Lebensführung - mancher hielt sein Geschäft auch am Samstag offen. Doch wollten sie den religiösen Gewohnheiten ihrer Herkunftsländer treu bleiben und fühlten sich einem bestimmten Ritus verbunden. [...]



Plan für die Storchenschul von Ignaz Reiser, 1930

In der Reichskristallnacht zertrümmerten NS-Mannschaften die Einrichtung des Bethauses und drangen in die Wohnung ein, wo sie auf den Rabbiner und seine Frau einschlugen und ihr Zerstörungswerk fortsetzten. Haya Izhaki erinnert sich:

Wir hatten das Schlafzimmer oberhalb des Bethauses und hörten schon den Lärm vom Zerstören der Bänke und Stühle. Mein Vater hat sich im Klo eingesperrt. Da kamen sie und der Anführer Marek - der hatte unten neben der Molkerei ein Musikgeschäft und wir wussten nicht, dass er so ein Nazi war. Sie kamen mit Stöcken, haben Glastüren zerstört und auf meine Eltern eingeschlagen. Mich haben sie nicht angerührt. Sie riefen: „Wo ist der Rabbiner? Wo ist der Rabbiner?“ Da ist mein Vater doch rausgekommen. Sie haben auf ihn eingehaut, ihm die Brillen zerschlagen, meine Mutter hatte blaue Flecken. Ich bin schnell hinunter und habe ein Taxi geholt, und wir sind zu meinen Verwandten in den 6. Bezirk gefahren. Dort haben wir Unterschlupf gefunden [...].

Geschockt von dieser Begegnung kehrte der Rabbiner nie wieder in das Haus zurück. „Meine Mutter musste mit der Tochter einer Bekannten, die ein wenig älter als ich war, im Bethaus aufräumen - alles, was sie zerstört haben.“ Haya holte einige Sachen aus der Wohnung. Der Rabbiner und seine Frau erlebten nach phasenweiser Trennung im Zuge einer aufreibenden Fluchtgeschichte und der Internierung in mehreren Lagern das Kriegsende, um in Südfrankreich wenige Monate danach im Elend zugrunde zu gehen. [...]

Nach der „Arisierung“ wurde das Haus Storchengasse 21 im Jahr 1942 für die Fachschaft der Wiener Zimmermeister umgebaut. Die Fassade hätte „neobiedermeierlich“ umgebaut werden sollen, doch fehlten dafür offenbar die Mittel. So wurde die Fassade des Bethauses nur notdürftig in eine Hausfassade rückgebaut und ihres Schmuckes beraubt. Im Inneren wurden die rituellen Einbauten, insbesondere der Thoraschrein demontiert, die Decke im über zwei Geschoße offenen Vorderbereich wurde geschlossen. 1951 wurde das Gebäude nach dreijährigem Prozess der Israelitischen Kultusgemeinde restituiert.



Storchenschul, denkmalgeschützte Fassade.

So wurde die Fassade des Bethauses nur notdürftig in eine Hausfassade rückgebaut und ihres Schmuckes beraubt. Im Inneren wurden die rituellen Einbauten, insbesondere der Thoraschrein demontiert, die Decke im über zwei Geschoße offenen Vorderbereich wurde geschlossen. 1951 wurde das Gebäude nach dreijährigem Prozess der Israelitischen Kultusgemeinde restituiert.

#### **DER HASCHOMER HAZAIR IN DER EHEMALIGEN STORCHENSCHUL 1955-1974:**

Von 1955 bis 1974 wurde das nach den Verwüstungen und Umbauten wenig attraktive und von allen jüdischen Einrichtungen der Stadt weit entfernte Haus dem Haschomer Hazair, einer linkszionistischen Jugendbewegung, zur Verfügung gestellt. Von der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) damals mehr gelitten als geliebt, entwickelte sich der Haschomer Hazair dennoch zur wichtigsten Jugendbewegung der Nachkriegsjahrzehnte. Ein beachtlicher Teil der heute bekannten Intellektuellen und KünstlerInnen jüdischer Herkunft erfuhr im schäbigen Gebäude der ehemaligen Storchenschul einen wesentlichen Teil jüdischer Sozialisation.

[...] Ernst Meir Stern kam 1943 im englischen Internierungslager der Briten zur Welt und wuchs in den Verhältnissen der Wiener Nachkriegsjahre, die für ein jüdisches Kind in Favoriten noch etwas triester waren als für andere Österreicher seiner Generation, auf. Er stammte zwar aus einer „bewusst jüdischen“ Familie, doch hatte er

in dem Arbeiterbezirk keine jüdischen Freunde. [...] Erst im Haschomer Hazair fand er eine jüdische Umgebung von seinesgleichen. Doch hatte der Haschomer Hazair innerhalb der jüdischen Gemeinde damals einen schlechten Ruf:

Man kann dort die Kinder nicht hinschicken, denn das sind militante Zionisten. „Es geht militärisch zu, sie tragen blaue Hemden als Uniform, und wenn man einmal nicht kommt, ruft gleich der Gruppenleiter oder die Gruppenleiterin an und fragt, was los ist. Es geht alles so diszipliniert zu und überhaupt – die praktizieren dort die freie Liebe, sind völlig unstandesgemäß, und Zionisten sind sie auch.“ [...]

Jemand hat mich angesprochen: „Komm doch am nächsten Samstag in die Storchengasse.“ So bin ich am Samstag hingekommen. Die Mutter hat mich in einen Anzug gesteckt und mir eine Krawatte umgebunden. Als ich dorthin kam, war ein entsetzlicher Wirbel. Ich wurde in Empfang genommen: „Wie alt bist du?“ - „16.“ - „Ah, du gehörst zur Gruppe Atid. Die sind in deinem Alter und sitzen gerade in dem Zimmer.“ Dann wurde ich dorthin geführt. Das Zimmer war ein langer Schlauch. Ich wurde mit Gejohle empfangen, aber sehr freundlich. Als Erstes haben sie mich abgeschirrt, mir das Sakko und die Krawatte weggenommen. - Hier sind alle krawattenlos. Alle saßen um den Tisch herum. Sie hatten eine Sicha, ein Gespräch. Der Gruppenleiter referiert über ein Thema, dann wird darüber diskutiert. An diesem Abend war gerade Anthropologie dran, über die Inuit. Es gab ein großes Gelächter, als die Gruppenleiterin von Pelzunterwäsche erzählte. Danach war Kumsitz - das kommt aus dem Jiddischen: Komm und sitz. Alle sind um den Tisch gesessen [...] und haben die mitgebrachten Speisen verzehrt - Schokolade, Kuchen, Soletti, Goldfischli. [...] So bin ich dort hängen geblieben. Was mich an der Jugendbewegung so fasziniert hat: Man hat dort nicht gefragt nach dem Bankkonto und der sozialen Stellung der Eltern. Einzig und alleine, wie man sich gegenüber der Gemeinschaft verhalten hat, zählte.

# 3 SECHSHAUSERSTRASSE 38

## Novemberpogrom

Hier gegenüber in der Sechshauserstraße 38 lebte Dita Segal, die dort als Achtjährige das Novemberpogrom miterlebte. Da ihr Vater ungarischer Staatsbürger war, konnte sie mit ihren Eltern 1939 nach Ungarn übersiedeln. Dort lebte die Familie bis sie 1944 nach Auschwitz deportiert wurde. Dita und ihre Mutter überlebten das Konzentrationslager Gelsenberg. Ihr Vater wurde ermordet.

Michael Kofler, Judith Pühringer und Georg Traska: „Das Dreieck meiner Kindheit“, Wien, 2008 (vergriffen):

Außer dass alle Tempel gebrannt haben, kam in der Früh auch noch der Hausmeister zu meiner Mutter und sagte: „Sie haben einen dringenden Anruf von Ihren Eltern, Sie sollen sofort kommen.“ Damals durften die Juden schon nicht mehr mit der Elektrischen [Straßenbahn] fahren, das war verboten. Meine Mama hat sich nichts daraus gemacht, hat sich angezogen und ist los. Von der Sechshauser Straße in die Mariahilfer Straße [Nr. 76–78, 7. Bezirk], das war ja nicht gleich um die Ecke. Was war los? Sie haben meinen Großvater verhaftet und wollten ihn aus der Wohnung zerren mit der Großmutter. Er sollte die Wohnung leeren, hat sich aber geweigert und ist nicht gegangen. Also haben sie ihn geschlagen. Und überhaupt: Geld, Geld, Geld, sie wollten den Schmuck, und sie wollten die Schätze, und sie wollten ...

Mein Großvater hatte bei einer Versteigerung wunderschöne chinesische Vasen gekauft, und die standen so da. Sie haben ihn gezwungen, auf die Leiter zu steigen – da hat er sie heruntergeworfen, und sie sind in tausend Scherben [zerbrochen]. Da haben sie ihn geschlagen. Dann ist meine Mama angekommen. Sie hat doch irgendwie vermittelt, und der Großvater ist zusammengebrochen. Sie hat gesagt, jetzt kann man ihn nicht wegführen. Also hat sie ihn ins Bett geschleppt, und sie haben daraufhin die Wohnung verlassen. Aber meine Mutter ist bei ihnen [den Großeltern] geblieben – man hat ja nicht gewusst, was sich abspielen wird. [...] In der Früh ist der Gauleiter gekommen und ist hinein ins Geschäft, hat gesagt: „Sie geben mir sofort die Schlüssel, und Sie geben mir die Kassa und drollen sich von hier, Sie Saujude.“ – Und mein Großvater: „Ich? Mein Geschäft, das seit Generationen bei uns ist? Nein, ich geh’ nicht.“ Also hat eine Debatte angefangen. Erstens haben sie sich sofort zu der Kassa gesetzt, sie haben das okkupiert. Sie haben ihn ins Verhör genommen und haben ihn geschlagen, und meine Tante war auch dort, denn sie konnte schon nicht zurück in ihre Wohnung,

und das Kind war noch klein. Sie haben ihn verhört und geschlagen und gesagt: „Ja, Sie geben [uns] nicht die Schlüssel und das Geld – dann werden wir einfach Ihre Frau [seine Tochter] mitnehmen mit dem Kind.“ Und da ist meine Mama angekommen. Meine Tante war außer sich, sie hat das Kind schützen wollen. – „Sie kommen mit, Sie kommen mit.“ Sie haben sie bei den Haaren gezogen, sie hat geweint. Da hat meine Mama gesagt: „Nein, sie geht nicht mit, wer mitgeht, das bin ich.“ Und sie ist mitgegangen, und sie war drei Tage verschollen, sie war in der Gestapo. Das war der erste Teil. Der zweite Teil war, dass ich mit meinem Vater zu Hause geblieben bin, und wir haben immer auf ein Telefonat gewartet, was geschieht, wo meine Mutter ist. Wir hatten doch keine Ahnung, was los ist, wir wussten ja noch nicht, wo sie eigentlich ist. So verging Stunde um Stunde. Es waren immer Nachrichten: Wissen Sie was, den hat man verhaftet und den hat man verhaftet. Und wissen Sie, was los ist?

Die Frauen von den reichen [jüdischen] Leuten mussten mit der Zahnbürste, mit der Lauge, den Trottoir aufwischen, und der Pöbel hat sie geschlagen. Und dann hat man sie mit der Lauge begossen; es war einfach ganz unmenschlich. Der Doktor Schiff, der in unserem Haus gewohnt hat, hatte eine Einreisebewilligung nach Shanghai, und es war schon alles verpackt. Er hatte eine große Kiste im Eingang stehen, und das Wohnzimmer war noch Wohnzimmer, es war schon gegen Abend, und es war alles verdunkelt. Da sind wir zu ihm gegangen, denn der Papa hat gemeint, wenn wir bei ihnen seien, dann werden wir der Gefahr entrinnen. Also wir waren wirklich bei ihnen und haben Nachrichten gehört unter der Daunendecke – man sollte nicht hören, dass wir die Nachrichten hören. Es hat sich auf den Straßen getan, schrecklich, wir haben einen Spalt offen gelassen, wir sind im Finstern gesessen. Wir haben gesehen, wie man die Menschen gejagt und geschlagen hat. Einen Cousin von meiner Mutter, den sie acht Monate lang versteckt hatte, haben sie einfach so genommen, wie er war, und haben ihn in die riesige Auslage eines Fotogeschäfts geschmissen; er war ganz zerschunden. Dann haben sie ihn gezwungen, mit bloßer Hand alle Scherben aufzuklauben. Und nach dem allen haben sie ihn verhaftet und nach Dachau geschickt. – Dann sind sie gekommen, und alle haben gesagt: Ja, sie sind schon im dritten Haus, sie sind schon im zweiten Haus, vor unserem Haus. Also dann: „Aufmachen, aufmachen!“ So sind sie gekommen: „Papiere. Ja, sie haben Einreisebewilligung.“ [...] Da hat mein Papa gesagt: „Ich wohne im ersten Stock.“ – „Also, Sie kommen mit!“ – Wie der Dr. Schiff aufgemacht hat, hat er mich hereingesteckt in die Kiste. Unter allen Sachen dort war ich begraben in der Kiste, und er hat den Deckel zugemacht und das Schloss versperrt. Ich weiß bis heute nicht, wieso ich nicht erstickt bin in der Kiste. Ich hatte eine schreckliche Angst, das kann man gar nicht beschreiben, das ist keine Angst, das ist Lebensfurcht. Von der Mama haben wir gar nichts gewusst, und da haben sie meinen Vater weggenommen. [...] Sie haben meinen Vater mit dem Gesicht zur Wand gestellt, mit dem Revolver

an den Schläfen. Sagt mein Vater: „Aber ich bin doch ein Frontkämpfer!“ So naiv, wenn ich heute daran denke. – „So, das waren Sie, Sie Saujude, Sie haben sich ja wahrscheinlich alle Medaillen gekauft.“ – Da hat mein Vater seine Tapferkeitsmedaillen herausgeholt und das [Verdienst-]Kreuz, das war sein Heiligtum. – Sie haben alles mitgenommen, die Dokumente. Sie haben ein Pogrom gemacht in der Wohnung, sie haben gar nichts ganz gelassen. Meine Spielsachen – was sie nicht mitgenommen haben, haben sie zertrümmert. – Damals haben sie noch akzeptiert, dass mein Vater ungarischer Staatsbürger war. Den Perserteppich haben sie um 50 Reichsmark gekauft und haben eine Quittung gegeben, sie haben das ehrlich gekauft. Und das Hochzeitservice von der Mama haben sie auch ehrlich gekauft, mit Quittung für 50 Reichsmark. Und was ihnen nicht gefallen hat, haben sie zertrümmert. Dann sind sie abgezogen [...]. Mein Vater hat einen Schock bekommen. Er ist heruntergekommen und hat mich nicht gesehen, da hat er den zweiten Schock bekommen. Da haben sie die Kiste aufgemacht und haben mich rausgezogen. – Und gar nichts von meiner Mutter. Ich habe bei den Schiffs geschlafen, und mein Vater ist in die Wohnung zurück. Ich sollte schlafen, aber das ging einfach nicht. Die Kristallnacht war schon vorbei – den hat man erschossen, und den hat man nach Dachau gebracht – und dann ist doch meine Mama erschienen, sie war beim Verhör [gewesen], es war wirklich kein Erholungsheim, für drei Tage bei der Gestapo zu sein. Das war die Kristallnacht. Ich bin bis zum heutigen Tage nicht aus diesem Trauma heraus, aus dieser Furcht. Das ist auch der Grund, warum ich nie mehr nach Wien gefahren bin. Ich kann meine Furcht nicht überbrücken. Es sind andere Zeiten, und es sind junge Leute. Es ist kein Vergleich. Aber die Furcht sitzt in mir, ich kann diese Erinnerungen nicht bewältigen. Die Enttäuschungen der Kindheit, die großen Enttäuschungen, die ersten Schocks nach so einer liebevollen und guten Kindheit, die ich gehabt habe. Und dann ist die Familie zerfallen.

## 4 FÜNFHAUSGASSE 10

### Vertreibung aus dem Gemeindebau

Bis 15. Dezember 1938 lebte das Ehepaar Samuel und Ernestine Kohn in diesem Gemeindebau (der 1950 nach der 1935 jung verstorbenen sozialdemokratischen Aktivistin Paula Mistingher-Mraz benannt wurde) an der Adresse Fünfhausgasse 10. Im Dezember 1938 wurde den Kohns wie tausenden Juden/Jüdinnen und jenen die von den Nazis als solche verfolgt wurden, die Wohnung entzogen. Das Ehepaar Kohn wurde zunächst gezwungen in den zweiten Bezirk zu übersiedeln. Im Juli 1942 wurden sie von ihrer letzten Wiener Wohnadresse in der Blumauergasse nach Theresienstadt deportiert. Ernestine Kohn starb am 3. März 1943 und Samuel Kohn Anfang September desselben Jahres in Theresienstadt.

Insgesamt verloren in Wien im Jahr 1938 mehr als 2.000 jüdische Mieter\_innen ihre Gemeindebauwohnungen. Sie wurden gezwungen in Sammelwohnungen zu übersiedeln, von denen aus viele einige Jahre später in die Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert wurden.

Im 15. Bezirk waren rund 130 Gemeindebaummieter\_innen und ihre Familien von solchen Kündigungen betroffen, die den Mieter\_innen gegenüber gar nicht, in den Formblättern der Behörden jedoch mit „Kündigungsgrund: Jude, Volljude, ‚Nichtarier‘“ und ähnlichem begründet wurden.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs war der Verlust von Wohnungen auch eine Maßnahme der Entnazifizierung – ein Blick auf die Zahlen macht freilich glauben, es hätte so gut wie keine Nazis im Gemeindebau gegeben. 1945 beantragte die städtische Wohnhäuserverwaltung rund 200 Kündigungen sogenannter „illegaler Nazis“ (also von Personen die schon vor 1938 Mitglied der verbotenen NSDAP gewesen waren). Nur die Hälfte davon wurde von den Gerichten für rechtswirksam erklärt. Bis 1. April 1946 erfolgten dann noch vereinzelt weitere Kündigungen, ab diesem Zeitpunkt fiel die Wohnungskündigung als Sühnemaßnahme für Nationalsozialist\_innen weg.

Den ehemaligen jüdischen Mieter\_innen wurden die Wohnungen nur in den seltensten Fällen zurückgegeben – selbst dort wo Menschen nach Wien zurückkehrten und sich um die Rückgabe bemühten. Die meisten ehemaligen jüdischen Mieter und Mieterinnen waren jedoch in der Shoah ermordet worden. Die Stadt Wien hat sich so die Aufarbeitung dieses Kapitels der Verfolgungsgeschichte bis heute gespart.

# Berichte zum Verhalten der nicht-jüdischen Bevölkerung

Michael Kofler, Judith Pühringer und Georg Traska:  
„Das Dreieck meiner Kindheit“, Wien, 2008 (vergriffen). S. 130:

## **KATRIEL FUCHS:**

Jedenfalls, in den Parks ist schon gestanden: „Juden und Hunden Eintritt verboten.“ Aber auf den Straßen sind wir irgendwie gegangen, und man hat uns nicht angepöbelt. Es hat schon begonnen, gefährlich zu sein. Na ja, mir hat man zwei Vorderzähne ausgeschlagen – aber bis dahin. Man hat die Boote im Heustadelwasser vermietet. Ich, der Fischli [Katriel Fuchs' Spitzname für seine Schüchternheit und Verträumtheit], bin immer mit gesenktem Kopf durch die Gegend gegangen, und auf einmal bei der Friedensbrücke, beim Donaukanal, haben mich ein paar Halbwüchsige, 4-5 Stück, aufgehalten: „Bist a Jud?“ Und bevor ich noch etwas sagen konnte – paff, ane in die Goschen kriegt, zwei Zähne weg. Es hat Jahre gedauert, bis ich mich getraut habe zu lächeln.

## **KATHARINA MERKEL:**

Mein Vater war ja nicht da, nur wir waren da. Ein Bekannter kam zu uns rein. Er hat uns nur durchsucht, von der Kredenz hat er das Geschirr rausgeschmissen, aber nicht viel. Also, er hat uns nicht geschlagen, aber er hat demoliert – aus Neid, aus ich weiß nicht was.

## **BERICHT DES SICHERHEITSDIENSTS (SD) DER SS ÜBER DAS VERHALTEN DER MEHRHEITSBEVÖLKERUNG:**

Am 10. November berichtete der SD-Unterabschnitt Wien: „Mitleid mit dem Los der Juden wurde fast nirgends laut und wo sich ein solches dennoch schüchtern an die Oberfläche wagte, wurde diesem von der Menge sofort energisch entgegengetreten, einige allzugroße Judenfreunde wurden festgenommen.“ Ja, als am Abend des 10. November in Wien der Befehl gegeben wurde, die „Judenaktion abzubrechen, [...] wurden viele Stimmen laut, die bedauerten, daß mit den Aktionen nicht fortgesetzt werden dürfe, denn der heutige Tag sei die Gelegenheit, um mit dem Wiener Judenproblem radikal aufzuräumen.“

Die Aktivitäten der Rollkommandos der SS gegen die Synagogen riefen großes Aufsehen hervor. Rings um die Tempel sammelten sich Menschen an, die den Brand und den Feuerwehreinsatz interessiert beobachteten und dieses Zerstörungswerk vielfach auch mit „Zustimmungsäußerungen“ bedachten. Die Schließung jüdischer

Geschäfte fand allenthalben große Zustimmung, da man dem Juden, dem man eine Rate schuldete oder bei dem man hatte „aufschreiben“ lassen, nichts mehr bezahlte und Nachbargeschäfte auch die lästige Konkurrenz endlich los waren. Bei vielen Läden wurden die Schaufenster eingeschlagen, die Geschäftstafeln herabgerissen. Dabei wurde auch kräftig geplündert, zumal die „Volkswut“ jetzt nicht mehr zu stoppen war. Ganze Warenlager jüdischer Großhandlungen wurden abtransportiert.

### **BRIEF ZUM VERHALTEN ÖSTERREICHS NACH 1945**

Ein 1946 veröffentlichter Brief eines Wiener Anwalts schildert auf bedrückende Weise die Perspektiven, die sich den ohnehin viel zu wenigen jüdischen Heimkehrer\_innen nach Kriegsende boten: „Unsere Gesetze hinken meiner Meinung nach derart den wirklichen Bedürfnissen nach, daß mich mein Anwaltsberuf ebensowenig freut wie in den ganzen letzten Jahren. Es sind natürlich schon eine ganze Menge Leute hier [...], die mit Recht ihr Eigentum [...] von den Nazi-Ariseuren zurückhaben wollen. So grotesk es klingt, es sitzen noch sehr viele Nazis in ihren „erworbenen“ Besitzen, und man kann sie nicht hinauswerfen. Ich weiß nicht, warum man so eine Engelsgeduld mit ihnen hat. Wenn man, Gott behüte, einen Herrn Nazi aus der Wohnung draußen hat, kommt der Herr Nazi zurück und hat die Frechheit, seine Wohnung zurückzuverlangen mit der Begründung, er sei ein „einfacher“ Nazi gewesen und kein Illegaler. [...] Die armen paar Juden, die aus Theresienstadt kamen, sitzen zum großen Teil noch im Lager, weil es offenbar nicht möglich ist, die Nazis aus den gestohlenen Wohnungen hinauszuerwerfen. Wenn ich mich zum Beispiel jenes furchtbaren 9. November erinnere, von jedem kam damals die Nachricht, der ist nicht nach Hause gekommen und der – und dieses Grauen soll so schnell vergessen sein? Heute sind die, die am ärgsten nach Juden schnüffelten, die biedersten Österreicher, und dann kommen sie und fragen empört, ob sie denn nicht in einem Rechtsstaat leben, und „richten“ sich alles. Und die Behörden sehen zu.“ Die 1853 auf 527 Menschen angewachsene Gemeinde wird vor allem um diese vermehrt worden sein, die schon zuvor regelmäßig in Wien verkehrt hatten und für die nun das Ansiedlungsverbot gefallen war.

# 5 HERKLOTZGASSE 21

Das Haus in der Herklotzgasse 21 war in den Jahren von 1906 bis 1940 ein Zentrum innerhalb des relativ dicht von Juden und Jüdinnen bewohnten 15. Wiener Gemeindebezirks. Ein jüdischer Kindergarten, der Turnverein Makkabi XV, eine Armenauspeisung und weitere Fürsorgevereine sowie ein Lokal der zionistischen Bezirkssektion nutzten seine Räumlichkeiten. Lange Zeit erinnerte nichts an die Geschichte des Hauses.

Durch die Autobiografie von Inge Rowhani-Ennemoser, ehemalige Bewohnerin der Herklotzgasse 21, wurden zwei MitarbeiterInnen einer dort eingemieteten Bürogemeinschaft auf die Vorgeschichte ihres Arbeitsplatzes aufmerksam. Aus dem Wunsch, der jüdischen Vergangenheit des Gebäudes nachzugehen, entstand in Zusammenarbeit mit anderen KünstlerInnen ein umfassendes Projekt.

„Das Forschungs- und Ausstellungsprojekt handelt von der jüdischen Gemeinschaft in dem Wiener Außen- und Arbeiterbezirk: von seinen BewohnerInnen und von den Vereinen, die alle Aspekte sozialen Lebens organisierten sowie regional, national und international vernetzten. Es handelt von einer zerstörten Synagoge und einem in Resten erhaltenen Bethaus.“

Für eine ausführlichere Projektbeschreibung siehe: <http://www.herklotzgasse21.at/>

Ausschnitte aus:

## „Nachricht vom Verlust der Welt“

von Inge Rowhani-Ennemoser, Mandelbaum-Verlag, 2004

### **EINLEITUNG**

In Fünfhaus, im 15. Wiener Gemeindebezirk, steht in der Herklotzgasse ein dreistöckiges Gebäude, das 1906 errichtet wurde. Das Relief zwischen dem ersten und zweiten Stock zeigt eine Frau in langem Kleid, die einem kleinen Mädchen ein Buch reicht. Fast siebzig Jahre lang existierte hier ein Zentrum jüdischen Lebens; schon 1869 wurde an diesem Platz eine Schule erwähnt, später eine Volks- und Bürgerschule; 1906 fanden dann, in dem von der Israelitischen Kultusgemeinde errichteten Neubau, eine Schule, ein Kindergarten, Wohnungen und verschiedene jüdische Hilfsvereine Platz: So z. B. die „Heimstatt für verlassene Kinder“, ein „Asyl für Obdachlose“, der „Verein zur Auspeisung armer Juden“, der Mädchen- und Frauenverein „Krankenbesuch“, die Bezirkssektion Fünfhaus der „Allgemeinen Zionisten Gruppe B“; der jüdische Sportverein „Makabi“ benützte eine Turnhalle im Hof.

In diesem Haus spielt ein Teil der Geschichte.

Im Jahr 2000 sind nur wenige Wohnungen belegt. Das Mauerwerk bröckelt, die Turnhalle steht leer; seit den 40er Jahren wurde nichts mehr verändert.

Ehe das Haus renoviert oder vielleicht abgerissen wird, möchte ich seinen Zustand festhalten. Der Fototermin, der 22. März 2000, ist ein milder, sonniger Tag, Frühlingsbeginn. Einen ganzen Tag schleppt der Fotograf seine Geräte für seine Aufnahmen herum, ich habe viel Zeit.



**Relief über dem Eingang, die Stifterin mit einer Gabe für ein Mädchen, 1906 - angebracht anlässlich des Hauskaufes durch Regine Landeis und der Widmung des Hauses für die Kinderfürsorge (Georg Traska).**

Ich denke an Georg, Marie und Lotte, die hier gewohnt haben, an Georgs Freund Heinz, an Kamilla und Grete, Georgs Schwestern, an Maries Schwester Walli und ihren Mann Friedel, an Georgs Onkel Max, der einmal in der Woche aus Mauer zum Mittagessen kam.

Von Georgs Schwestern Grete und Kamilla weiß ich, dass sie das rettende Ausland, Amerika und England, erreicht haben. Viele der jüdischen Menschen, die zu Beginn der Nazizeit in diesem Haus Schutz und Obdach suchten oder hier ihre tägliche Suppe aßen, sind verschollen.

Ich denke auch an Ottokar, der sich hier noch einmal in Marie verliebte und der auf den Tag genau vor 58 Jahren im metertiefen Schnee vor St. Petersburg oder Leninograd gefallen ist.

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende gibt es in der Herklotzgasse immer noch kriegsbedingte Lücken in der Häuserfront. Das Haus, in dem Walli, Maries Schwester, gewohnt hat, ist als eines der wenigen einem Neubau gewichen.

Das Eckhaus mit der Fleischerei, aus der sich Lotte manchmal eine Wurstsemmel holte, beherbergt nun eine Bar, in der Asiatinnen die Gäste animieren. Die kleinen Geschäfte, an die ich mich erinnere, gibt es nicht mehr; nicht die Papierhandlung, das Milchgeschäft, die Greißlerei, die Radio- und Elektrohandlung; auch die dunklen Werkstätten der Schneider, Schuster, Maler, Tapezierer und Schlosser in den Höfen oder Souterrains, die für geschäftiges Treiben sorgten, sind verschwunden.

Autos surren leise auf der Suche nach einem Parkplatz durch die Gasse; kaum jemand ist zu sehen: hier eine Frau, die einen Hund spazieren führt, dort ein Mann, der einen Parkplatz gefunden hat, kein Kind.

Wenn ich mit Marie durch diese ärmliche graue Gasse ohne Baum und Strauch ging, versetzte sie nichts in nostalgische Stimmung. Zu genau erinnerte sie sich an

den Obsthändler, der sie zur Rede gestellt hatte, weil Lotte eine Traube gestiebitzt hatte, oder an das Geschäft, in dem als erstes das Schild: „Juden werden nicht bedient!“ hing, oder an die Nachbarin, die ihr auf offener Straße unter wüsten Beschimpfungen ein dünnes Goldkettchen vom Hals gerissen hatte.

Vom Stiegenaufgang kommt uns eine ältere Frau entgegen, die unser Interesse für das Haus missversteht. Ob es denn nun endlich renoviert würde? Sie habe viel Geld in ihre Wohnung investiert, aber der Hauseigentümer, die Kultusgemeinde, lasse das Haus verfallen. Nicht einmal das Dach sei dicht.

Statt einer Antwort frage ich sie, seit wann sie hier wohnt:

„Seit 1954!“

„Aber Verwandte von Ihnen haben doch schon vor dem Krieg hier gewohnt?“

„Ja, mein Mann ist hier aufgewachsen, sein Vater hat das Haus gekauft.“

Auf meinen erstaunten Blick fügt sie hinzu:

„Von den deutschen Verwaltern. Nach dem Krieg hat er das Haus aber der Kultusgemeinde zurückgeben müssen und ist dafür nicht einmal entschädigt worden!“

An einer Türglocke steht noch der Name des Arisierers.

Im Parterre, neben der kleinen Hauswartwohnung mit der Türnummer 2, ein Lagerraum; bis zur Decke stapeln sich alte Karteikästen mit Karten in alphabetischer Reihenfolge: der Vordruck lautet: Name, Adresse, Auswanderungsziel. Es sind Auswanderungskarteien aus den Jahren 1938 und 1939. Die jeweiligen Wunschziele sind handschriftlich ausgefüllt: Amerika, Kanada, England, Mexiko, Argentinien, Peru, Australien, Shanghai. Oft ist kein Land angegeben, „egal“ steht dann in der Rubrik. Das erschreckt mich am meisten: dass die um die Ausreise Ansuchenden auf der ganzen Welt niemand kannten, der sie aufnehmen würde, dass sie „nur weg“ mussten. Ich greife wahllos in einen Stapel: fünfzehn oder mehr Karteikarten tragen denselben Familiennamen; es muss eine große Familie gewesen sein. Einen Karteikasten „F“ mit Georgs Familiennamen finde ich nicht. Ich denke, dass Georg wahrscheinlich Shanghai eingesetzt hat, vielleicht auch Amerika oder beides.

Gegenüber der Hauswartwohnung befand sich der große Raum für die „Auspeisung armer Juden“, in dem sechzig und mehr Menschen Platz fanden. Dahinter die Küche, in der Marie arbeitete. Von hier führt eine unauffällige Tür direkt in den Vorratskeller, durch die sich jemand mit etwas Glück bei Gefahr in den Keller flüchten konnte, wie es Heinz zweimal gelungen war, als Gestapo und SS nach ihm suchten. An der Kellertür hängt ein verblichenes Kartonschild, sorgfältig mit Haar- und Schattenstrichen beschriftet:

„Es wird ersucht, im Keller sämtliches Licht auszuschalten, die Hausbesorgerin“.

Das Schild könnte seit 62 Jahren hier hängen; die Handschrift ist der Georgs ähnlich, die ich aus seinen Briefen kenne.

Die farbigen Bodenfliesen im Hausflur sind zerbrochen, im Tor zum Hof gibt es noch die eine oder andere bunte Glasscheibe, durch die die Sonne farbige Kringel auf den Boden malt. Ich stelle einen Sessel auf die Stelle im Hof, an der Lotte mit ihrer Puppe fotografiert worden war.

Die Turnhalle mit den großen Rundbogenfenstern lehnt baufällig an der Feuermauer des Nachbarhauses. An Wänden und Decke befinden sich noch die Befestigungen

für die Turngeräte. Hier übernachteten bis zu 80 Menschen auf Matratzen, auf der Flucht vor den Nazis, die in ihre Wohnungen eingebrochen waren.

Plötzlich überfällt mich Unbehagen. Was tue ich hier? Das ist nicht mein Leben, ich war noch nicht einmal geboren, als Marie, Georg, Lotte, später auch Ottokar hier aus und ein gingen. Dennoch: So lange ich mich zurück erinnern kann, empfand ich dieses Haus mit den sich daran knüpfenden Erinnerungen als Teil meines Lebens, bin ich den Täuschungen des Déjà-vu erlegen.

Nachdem ich die Briefe und Dokumente aus Mutters Nachlass gelesen hatte, wich dieses Vorbekannte dem Erschrecken über den rasenden Ablauf der politischen Ereignisse, über die Zwangsläufigkeit und scheinbare Unausweichlichkeit der Konflikte, die Marie und Georg austrugen. Was getan oder unterlassen wurde, erhält im Lichte des „tausendjährigen Reichs“ ein schwer lastendes Gewicht. Ich hätte es vorgezogen, nicht Zeugin ihrer Streitigkeiten und Missverständnisse geworden zu sein.

Besonders schwer fiel es mir, Ottokars Feldpostbriefe zu lesen. Schritt für Schritt versuchte ich, mir seinen Weg auf den Stationen des Vernichtungskrieges durch Litauen, Lettland, Estland bis nach Leningrad zu vergegenwärtigen. Ich wollte wissen, was er wusste und was er verschwieg.

Keinen Tag diente er freiwillig. In seinen langen Briefen versetzte er sich nachhause in den Alltag seiner Familie, konzentrierte er sich auf seine Pläne für ein „Nachher“. Mit den Versatzstücken der Hitlerischen Propaganda versuchte er dem Wahnsinn, in dem er gefangen war, irgendeinen Sinn zu verleihen.

Seine mehr als tausend Briefseiten strotzen vom Nazijargon und der Rechtfertigung des Krieges; handeln von Hunger, Schmutz, Kälte, aber ebenso von Verzweiflung und Isolation, von Angst, Selbstmordgedanken und von seinem Überlebenswillen, zeigen seine krampfhaften Bemühungen, die Augen zu verschließen vor dem Schrecklichen.

Was hatte ich erwartet? Ein Heldenepos?

Der von der Mutter überlieferte Gang der Ereignisse hatte sich in meinen Vorstellungen zu einem Familienmythos verdichtet, der da lautete: diese Familie stand auf der „guten“ Seite der Geschichte, auf der Seite der Opfer. Dieser Mythos konnte der Realität nicht standhalten.

Überflüssig zu sagen, dass ich diesen Menschen, die mir nahe standen, gerecht werden wollte. Vor allem der Mutter, die, getrieben von nur allzu realistischen Vorahnungen, versucht hatte, Entscheidungen zu treffen. Es waren Entscheidungen, die unheilbare Verletzungen hinterließen, auch in ihrem Leben.

Beschreiben gibt Macht über die Toten. Die mir widersprechen könnten, sind tot.

[...]

## **DIE MASSNAHMEN**

Die „Maßnahmen“ gegen Juden erfolgen Schlag auf Schlag, kein Tag vergeht ohne Schikanen. Am 18. März werden alle jüdischen Vereine, auch die Kultusgemeinde, aufgelöst, ihr Vermögen wird eingezogen. Die in der Kultusgemeinde Beschäftigten

verlieren ihre Arbeit. Können Marie, Georg und Lotte weiterhin in der Hausbesorgerwohnung bleiben?

Die jüdischen Schüler werden aus den Schulen geworfen, Lotte muss die Volksschule in der Friesgasse verlassen und kommt in eine jüdische Sammelklasse in einem nahe gelegenen Kloster. Sie erinnert sich, dass sie dort zum ersten Mal jüdischen Religionsunterricht erhält, von einem Rabbiner mit langem Bart.

„Der Jud' muß weg, sein Gerstl bleibt da“, ist am 14. April im „Völkischen Beobachter“ zu lesen, und Göring verspricht, dass bis 1942 „das jüdische Element ausgemerzt und zum Verschwinden gebracht sein“ werde.

Im Mai kommt es wieder zu Verhaftungen von Juden, zuerst von bekannten Personen, dann von „unliebsamen, insbesondere vorbestraften Juden“. Denunziationen sind erwünscht, die Hinweise aus der Bevölkerung erfolgen aber so zahlreich, dass die Gestapo einem Großteil der Anzeigen gar nicht nachkommen kann. Die meisten Anzeigen erfolgen wegen Arbeits- und Rundfunkvergehen und wegen Verstößen gegen die Rassengesetze; fast immer freiwillig, ohne Not, aus bloßer Missgunst.

Alle jüdischen Beamten, mit Ausnahme jener, die schon länger als zehn Jahre im Dienst stehen oder im Weltkrieg gedient haben, sind bereits entlassen; Georg, auf den beide Ausnahmen zutreffen, gehört zu den noch Geduldeten.

Georg läuft zu Fuß von der Wohnung bis zur Arbeitsstelle in der Wipplingerstraße, er wagt nicht, sein Fahrrad zu benutzen, zu leicht könnte ein HJ-Junge es „requirieren“. Immer öfter will er sich krank melden. Unschwer, sich vorzustellen, welche Stimmung ihm im Amt als dem vielleicht letzten Juden entgegenschlägt.

Lotte berichtet von Zwistigkeiten des Ehepaares, weil Georg so „faul“ gewesen sei. Marie besteht darauf, dass er zur Arbeit geht: „Gib' ihnen keinen Grund, dich hinauszuerwerfen!“ Sie brauchen sein Gehalt.

Anfänglich spart Marie nicht mit Ratschlägen, wie er sich verhalten solle: keine Angst zeigen, den Leuten gerade in die Augen schauen, aufrecht in der Mitte des Gehsteigs gehen, nicht an der Hauswand entlang schleichen. Bis es ihr selbst passiert, dass eine Nachbarin sie auf der Straße anspricht und ihr unter den üblichen antisemitischen Beschimpfungen ein Goldkettchen vom Hals reißt. Obwohl sich Marie in ihrer ersten Wut zur Wehr setzen will, überfliegen ihre Augen rasch die Straße nach der all-



Herklotzgasse 21, Turnhalle, fotografisch inszenierte „Menschenpyramide“, ca. 1930; im Hintergrund ein zionistisches Plakat: „Unser Streben sei auf Erden | Stark und frei | Muss Juda werden | Strahlend soll es auferstehen.“ (Alisa Waksenbaum)

gegenwärtigen Gestapo und dann zieht sie es vor, hinter der nächsten Straßenecke in einem Hausflur zu verschwinden. Zuhause weint sie aus Wut, Scham und Angst. Das Ehepaar gewöhnt sich schnell daran, dass Marie alle Amtswege erledigt, an seiner Dienststelle um Auskünfte nachfragt. Einige Kollegen und Vorgesetzte sind noch immer freundlich zur hübschen Marie und auch bestrebt zu helfen.

Im Mai wird die Kultusgemeinde wieder eröffnet, weil Adolf Eichmann ihre Mithilfe braucht, um die Auswanderung der Juden zu beschleunigen. Mittellose Juden sind nun zur Gänze auf die jüdische Wohlfahrt angewiesen. Die Kultusgemeinde betreibt dreizehn Suppenküchen, auch die in der Herklotzgasse nimmt ihren Betrieb wieder auf. Von März bis August steigen die in Wien von der Kultusgemeinde ausgegebenen Essen und Lebensmittelpakete von 4.000 auf 18.000 Rationen täglich. Die Nürnberger Rassegesetze werden rückwirkend eingeführt.

Im Juli ist Marie wieder krank, die Rothschild'sche Nervenheilanstalt ist ihr nun verschlossen, jüdische Ärzte dürfen „deutschblütige“ Patienten nicht mehr behandeln. Das Haus in der Herklotzgasse gleicht einem Bienenschwarm; in der Turnhalle nächtigen Menschen, die fürchten müssen, dass die Gestapo zuhause auf sie wartet. Auch Georgs Freund Heinz T. sucht dort Schutz.

Viele Jahre später ergibt sich ein Hinweis auf Maries damaliges Verhalten: Heinz, der 1961 von Israel nach Österreich zurückkehren wird, schreibt ihr:

„Liebes Flohrchen!

Wien, am 21. Jänner 1961

Entschuldige, daß ich so schreibe, mit bestem Willen weiß ich nicht mehr Deinen Vornamen, Wally war Deine Schwester, Lotte Deine kleine Tochter, die in Schweden ist oder war, aber mit meinem Namen wird Dir gleich ein großes Stück Erinnerung wach werden, als Du noch die Heldin von der Herklotzgasse warst. Als meine Kollegen in dem Turnsaal wohnten und Du mich versteckt hieltest. Du weißt doch endlich, wer ich bin. Wohne in Wien jetzt, bin nach 23 Jahren zurückgekehrt ... es würde mich freuen, Dich zu sehen, vielleicht willst Du auch einiges erfahren, was sich in der Zeit ereignet hat.

Viele Grüße von Heinz“

Noch in seinem 96. Lebensjahr erinnert sich Heinz zurück: „Georg war mein Freund, seine Frau war Christin, aber sie war gut zu Juden. Sie hat mich zweimal versteckt; einmal im Keller und einmal in ihrer Wohnung, als mir die Gestapo, angestiftet von meinem eigenen Bruder, auf der Spur war und mich verhaften wollte.“

Der Turnverein „Makabi“ lädt in einer Aussendung vom 29. Juli zum „Turnen für Knaben und Mädchen, Damen und Herren in der Herklotzgasse 21“ ein, die körperliche Ertüchtigung ist wichtig für ein Leben in Palästina.

Das Haus ist ein Umschlagplatz für Gerüchte und Informationen; vor allem die Möglichkeiten der legalen oder illegalen Einwanderung nach Palästina werden immer wieder erörtert.

Georg ist nach wie vor gegen eine Auswanderung, gerade dass er sich überreden lässt, an einen Briefmarkenfreund in Shanghai zu schreiben. Dessen Antwort ist wenig befriedigend, Georg möge sich an die Botschaft in Wien wenden. Dann schreibt

Georg auf das Drängen Maries doch an Cousin Abe in New York.

Im „Völkischen Beobachter“ sind die „Empfehlungen“ der Nazis nachzulesen: Juden könnten in Madagaskar oder in Gran Chaco angesiedelt werden, oder der Völkerbund solle sich um sie kümmern.

Die Kultusgemeinde veranstaltet Sprachkurse, Marie beginnt Englisch zu lernen. Ab dem 17. August, an Maries 27. Geburtstag, müssen jüdische Frauen den Vornamen Sara, jüdische Männer den Vornamen Israel tragen. Im August nimmt auch die von den Nazis in Wien eingerichtete „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ ihren Betrieb auf.

Auf den neu eingeführten Lebensmittelkarten werden Juden mit „J“ gekennzeichnet, ihre Wochen-Rationen sind geringer als die der „Arier“.

Anfang September kommt es während einer Verdunkelungsübung zu offensichtlich gesteuerten Überfällen und Plünderungen. Die Verletzten füllen im Rothschildspital Gänge und Park.

Im September und Oktober nehmen die tätlichen Übergriffen, vor allem der Hitlerjugend, weiter zu. Bethäuser werden überfallen, Bücher brennen, Fensterscheiben gehen zu Bruch, jüdische Häuser werden belagert. Die Polizei greift nicht ein, wenn sie zu Hilfe gerufen wird.

Jüdische Mieter werden aus den Gemeindewohnungen geworfen. Obdachlose Juden irren herum mit Koffern, Kartons oder „Binkerln“ auf der Suche nach einer Bleibe. Bis zu 80 Personen nächtigen nun in der Turnhalle auf Matratzen und Liegestühlen. Immer wieder gibt es hier Hausdurchsuchungen. Die Überfälle von Gestapo und SA erfolgen nachts oder am frühen Morgen unter Gebrüll, Stiefelritten, Schlägen.

Am 5. Oktober, dem Tag, an dem Juden Jom Kippur, das Fest der Versöhnung feiern, dringen SA-Männer in die Wohnungen ein, verlangen die Wohnungsschlüssel und schicken die erschreckten Juden zum Donaukanal, wo angeblich Schiffe bereit stünden, um sie nach Palästina zu befördern. Dann wird die Aktion wieder abgebrochen.

Am 10. November schließlich, früh morgens, kommen NSDAP, SA und SS, verstärkt durch Hitlerjungen, in das Haus in der Herklotzgasse. Sie suchen nach Waffen und beschlagnahmen, was ihnen brauchbar erscheint.

Marie packt ihr bisschen Schmuck, Bargeld und das Radio schnell in eine Tasche, bringt Lotte und die Tasche zu Walli und Schwager Friedel, dem Parteigenossen, ins Nachbarhaus.

Die Männer, die in der Turnhalle nächtigen, werden auf dem Hof zusammengetrieben. Auch Georg steht wie die anderen mit dem Gesicht zur Wand. Dann warten sie stundenlang an diesem bitterkalten Novembertag, bis sie abgeholt werden. Marie versucht zu verhindern, dass sie Georg mitnehmen, sagt, dass sie und Georg in einer Mischehe leben, dass sie Arierin ist, aber sie kümmern sich nicht darum. Auch in Mischehen sind die jüdischen Ehepartner nicht sicher.

Dieser Vormittag hinterlässt bei Georg auch bittere Erinnerungen an Marie; er wird ihr vorwerfen: „Damals, am 10. November habe ich gemerkt, dass dir Radio und Schmuck wichtiger waren als ich!“ Was hat sie getan oder unterlassen?

In den nahen Tempel in der Turnergasse wirft die SS Handgranaten, er brennt sofort, der Rauch zieht in dicken Schwaden durch die enge Herklotzgasse. Schon um 11.40 Uhr gibt die SS die Vollzugsmeldung durch: „Tempel Turnergasse 22: Totalbrand“.

Die im Hof wartenden Menschen ahnen, dass noch Schrecklicheres auf sie zukommt.

Die schwarz und braun Uniformierten, die auf den Straßen in Dreierreihen marschierten und ihre Parolen brüllten, sind losgelassen und die Gestapo führt Aufsicht in der furchtbaren Raserei. Sie machen ihre Drohungen wahr: „Unsere Stärke ... das Blut der Juden, das unsere Fahnen rot färbt ...“

27 jüdische Menschen werden in Wien an diesem Tag totgeschlagen, erschossen, ermordet, 28 schwer verletzt. 680 begehen Selbstmord, 6.547 Männer werden verhaftet und in einer „Sammelaktion“ in die Polizeiwachstuben gebracht und für Dachau selektiert.

Wie erfolgt die Auswahl der zu Deportierenden? Alte Männer und Burschen unter 17 Jahren bleiben noch verschont. Die anderen werden willkürlich selektiert: durch Abzählen wie zum Beispiel: „ABCD, nach Dachau geh!“

Georg ist einer von den 3.760 Männern, die nach Dachau gehen.

Marie bleibt mit Lotti in dem verwüsteten Haus zurück. Am liebsten wäre sie weggerannt oder zur Stiefmutter ins Mühlviertel geflüchtet. Aber sie muss erfahren, was mit Georg geschieht. Sie lässt das Kind bei Walli und hastet zum Büro der Kultusgemeinde im ersten Bezirk, vorbei an den zersplitterten Schaufensterscheiben, geplünderten Geschäften, über die Haufen von Papier, Fetzen, Büchern, Einrichtungsgegenständen. Zur Seitenstettengasse drängen hunderte verängstigte Juden, obwohl auch hier ein SS-Kordon auf sie wartet, auf sie einprügelt. Auch in der Kultusgemeinde weiß niemand, was zu tun ist, Juden haben für Juden keinen Rat mehr. Um vier Uhr nachmittags gibt Berlin die Weisung durch, die „Aktionen“ zu beenden. Gauleiter Bürckel ordnet für die Nacht vom 10. auf den 11. November Sonderstreifen der SA an, weil die Wiener Nazis mit dem Plündern und Schlagen nicht aufhören wollen.

Am nächsten Tag höhnt der „Völkische Beobachter“, dass sich die Juden „nach dem ersten Schreck gestern wieder in ihre Behausungen verkrochen“ hätten und behauptet, man habe eindeutige Beweise für staatsfeindliche Tätigkeiten bei den Hausdurchsuchungen gefunden.

# 6 TURNERGASSE 22

## Turnertempel

Wir befinden uns hier vor dem Eckgrundstück zwischen Dingelstedtgasse und Turnergasse 22, das bis 1938 Standort einer Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde war.

Der Turnertempel wurde 1871/72 durch die jüdische Vorstadtgemeinde Fünfhaus als dritte Synagoge Wiens errichtet – nur wenige Jahre nachdem 1867 Religionsfreiheit und formale bürgerliche Gleichstellung per Gesetz für österreichische JüdInnen festgeschrieben wurden.

Das angrenzende Wohnhaus diente als Gemeindehaus und beherbergte zahlreiche Vereine traditionell gemeinnützig-religiöser Ausprägung, u.a. einen Beerdigungsverein und einen Frauen- Wohltätigkeitsverein, sowie eine Religionsschule und Mietwohnungen.

Am 10. November 1938 „wurden von NS-Mannschaften Bücher und Sakralgeräte auf dem Vorgarten verbrannt und schließlich wurde der Tempel selbst – gleich allen anderen freistehenden Tempeln Wiens – in Brand gesetzt.“

Mit Ausnahme jener in der Seitenstettengasse im ersten Bezirk sind alle Synagogen Wiens aus dem Stadtbild verschwunden. Vielerorts wiederholte sich ein Szenario, in dem die Feuerwehr hinzugerufen wurde, um das Übergreifen des Brandes auf die Nachbarhäuser zu verhindern, während jüdische Gebets- und Gotteshäuser zerstört wurden.

Am 1. Dezember 1939 erging ein Bescheid mit der Aufforderung, die Ruine des Turnertempels abzutragen, an die Israelitische Kultusgemeinde.

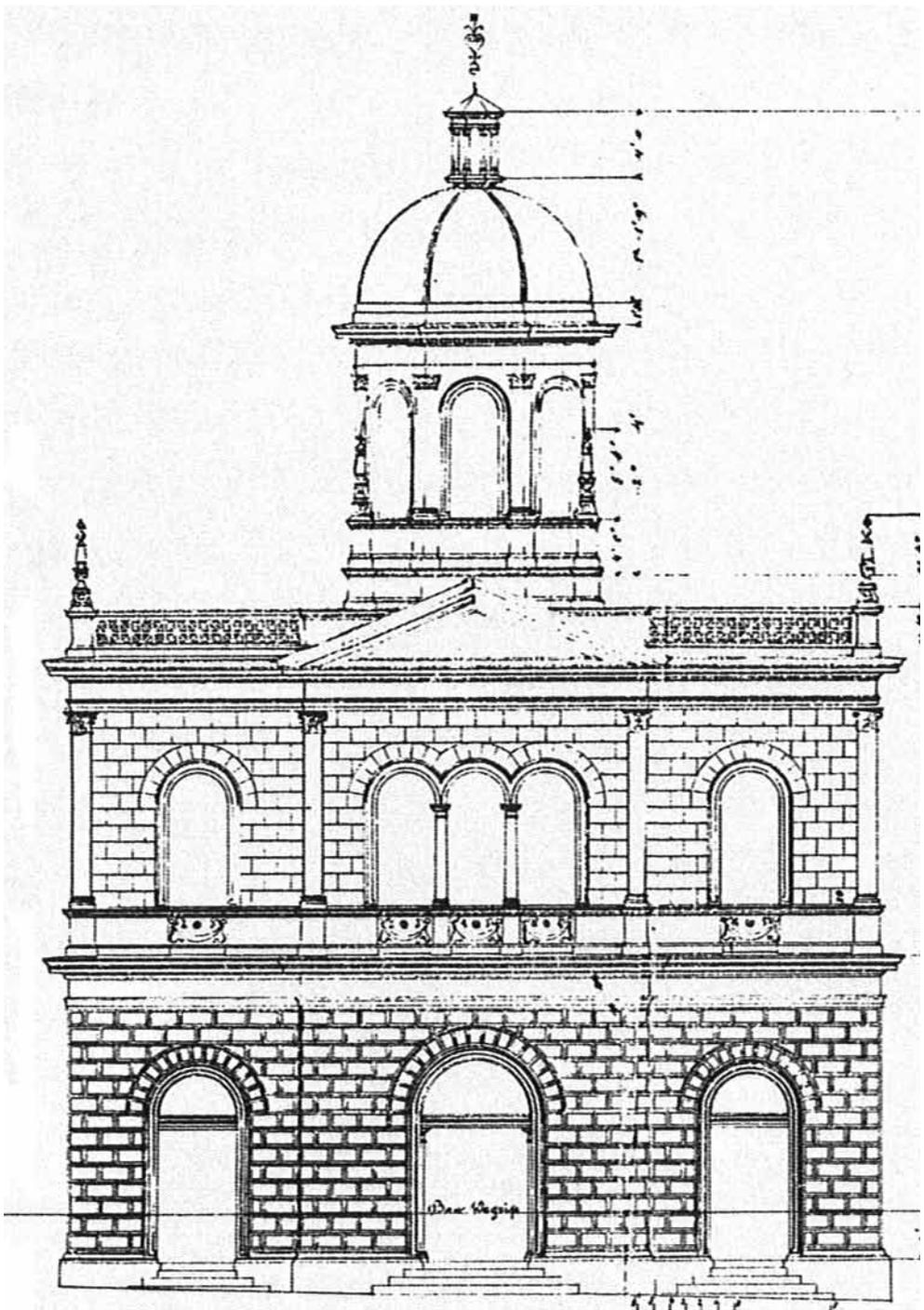
„Der Transportunternehmer Leopold Hölzl kaufte im Mai 1940 das Grundstück des Tempels auf dem Weg der „Arisierung“ sowie das zugehörige Gemeindehaus (...). Er errichtete unter „Verwendung des ehemaligen Sockelrestes des abgetragenen jüdischen Tempels“ eine Autogarage – und an der Stelle des ehemaligen Betsaales einen Holzschuppen, später eine Tankstelle.“

Ein von der IKG initiiertes Restitutionsprozess von 1947 endete mit einem Vergleich, das Grundstück verblieb im Besitz der Familie Hölzl, bis sie es 1973 an die Stadt Wien verkaufte. Drei Jahre später wurde für die Errichtung eines Gemeindebaus das ehemalige jüdische Gemeindehaus abgerissen.

„An die Synagoge und ihre Zerstörung erinnert gegenwärtig eine Gedenktafel am Gemeindebau, hinter dessen Umzäunung angebracht und damit trotz ihrer Aufschrift „Niemals vergessen“ nur für Suchende zu bemerken.“

**Interviews mit Dita Segal, Anny Götzler, Stella Finkelstein, Zwi Nevet, Erika Goldschmied, Ella Kaufmann, Melanie Kadernoschka, Israel Hadar**

Diese und weitere Berichte von Zeitzeug\_innen sind im Rahmen der Audioguides Wien 15 – ein Projekt der Herklotzgasse 21 in Kooperation mit Radio Orange – tele-



fonisch und im Internet abrufbar (<http://www.herklotzgasse21.at/index.php?id=20>):

A: Der Turnertempel, ja, da sind wir doch, da waren wir zu den Feiertagen. Der Turnertempel war wirklich für mich ein Heiligtum. Das war, ich war immer sehr beeindruckt.

B: Zu den hohen Feiertagen ist der eine, der hat geheißten Otto Sabel...

C: Gott oh Gott, der ist doch nach Australien ausgewandert...

B: Und sein bester Freund war Hansl Hacker und die zwei sind gekommen zu Yom Kippur zur Synagoge und man ist doch viel draußen gestanden und die Jugendlichen und haben sich unterhalten. Und die sind herangekommen mit der Schinkensemmel.

C: Ja, so etwas hätte ich nie...

B: Ja zum Yom Kippur ist er angekommen mit der Schinkensemmel. Das Gesicht sehe ich nicht mehr vor mir, aber die Schinkensemmel sehe ich vor mir

C: Interessant, aber eine Tante habe ich gehabt, da gibt es ein Gebet, wo man sich klopf, man sagt ein paar Worte und dann klopf man sich immer... 10 Mal oder wie das geht. Und das schönste Vergnügen bei mir war, ich bin da reingegangen zur Zeit, wenn das war und mir angeschaut habe, wie meine Tante sich daherklopft. Dann frag' ich sie...

D: Als Kind war ich im Turnertempel im Chor, Kinderchor damals, es war mit 11, 12 Jahren, 13 Jahren.

E: Da war die Galerie, oben sind die Frauen gewesen und unten die Männer. Und das war in so einem Hof drinnen, kann ich mich erinnern. Da sind wir hingegangen, das war ein sehr schöner Tempel.

### **ELLA KAUFMANN**

Meine Großmutter ist ein Jahr vorher gestorben, und nach elf Monaten, wenn das Trauerjahr zu Ende ist, geht man in den Tempel, und man sagt zum letzten Mal Kaddisch, das Totengebet. Und wir sind dann nach Hause, das war am 8. November 1938. Und in der Früh haben wir gehört, dass der Tempel abgebrannt ist. Das war dann die Kristallnacht. Das heißt: Das Letzte, was im Tempel gesagt worden ist, in der kleinen Stube neben dem großen Tempel, war der Name Luise Willig. Und dann hat's gebrannt.

### **MELANIE KADERNOSCHKA**

Auf einmal gibt's auf der Straße einen Tumult. Wir laufen zum Fenster, und im Garten vom Tempel wurde alles rausgeschmissen. Wer's rausgeschmissen hat, das hat man nicht gesehen. Bei dieser Turbulenz hat man nur noch Bücher fliegen gesehen. Ein großer Berg. Der war garantiert drei Meter hoch. Und auf einmal hat's einen Fluscher gegeben und es hat gebrannt. Und wir sind am Fenster gestanden. Irgendwer ist zum Telefon gegangen. – Die Feu-

erwehr, ja, die ist nicht gekommen. Dann hat der ganze Tempel gebrannt. Und dann ist die Feuerwehr doch gekommen und hat nur mehr darauf geachtet, dass die Nebenhäuser nicht zu brennen beginnen. Somit ist der Tempel abgebrannt – Fensterkrachen, alles, was es nur gibt. Manche haben einen begeisterten Tanz aufgeführt, mit einer Begeisterung wie die Indianer, wenn sie rund ums Feuer hüpfen.

E: Die Kristallnacht, damit hat sich alles Normale aufgehört, für die Juden wenigstens. Und die Synagogen wurden zerstört, außer die einzelne Synagoge in der Seitenstättengasse, die mehr oder weniger heil geblieben ist.

### **DITA SEGAL**

Es hat sich auf den Straßen getan, schrecklich, wir haben einen Spalt offen gelassen, wir sind im Finstern gesessen. Wir haben gesehen, wie man die Menschen gejagt und geschlagen hat. Einen Cousin von meiner Mutter, den sie acht Monate lang versteckt hatte, haben sie einfach so genommen, wie er war, und haben ihn in die riesige Auslage eines Fotogeschäfts geschmissen; er war ganz zerschunden. Dann haben sie ihn gezwungen, mit bloßer Hand alle Scherben aufzuklauben. Und nach dem allen haben sie ihn verhaftet und nach Dachau geschickt.

### **GEDENKEN: EIN DENKMAL FÜR DEN TURNERTEMPEL**

Hier wird gerade mit dem Bau eines Denkmals an Stelle des zerstörten Turnertempels begonnen.

Die Initiative „Herklotzgasse 21“ beschreibt auf ihrer Homepage die Zielvorstellung des Projekts folgendermaßen: „In seiner historischen Dimension hat es jenen Ort wiederzubesetzen, der das weithin sichtbare und in seiner ästhetischen Erscheinung selbstbewusste Zentrum einer bedeutenden jüdischen Vorstadtgemeinde darstellte.“ Es soll ein Gedenkort geschaffen werden, „der von der Geschichte der Synagoge und ihrer Bedeutung für die vertriebenen und ermordeten jüdischen Gemeindemitglieder berichtet, sowie von der Zerstörung des Baus und deren Verdrängung.“ Architektonisch umgesetzt wird diese Idee durch die Nachbildung des Dachstuhles nach dem Brand:

Die am 10. November 1938 eingestürzten Dachbalken ergeben das Muster, nach dem die Grünfläche zum Gedenkort umgestaltet werden soll. In ihrer Anordnung erinnern, die den Boden eingelassenen Holzstreben also an die Zerstörung der Synagoge, gleichzeitig soll ein begehbarer, nutzbarer Ort entstehen.

# 7 WESTBAHNHOF

## Gedenktafel für den ersten Transport ins KZ Dachau

Gedenktafel, gestiftet 1988 zur Erinnerung an den ersten Transport von 150 Gestapo-häftlingen von Wien nach Dachau am 1. April 1938:

Niemals vergessen!  
150 österreichische Patrioten,  
von den Nazi-Barbaren gleich  
nach der Okkupation unserer  
Heimat verhaftet, wurden von  
diesem Bahnhof am 1. April 1938  
als erster Transport in das  
KZ Dachau verschleppt.

Diese Menschen kamen aus allen  
Bevölkerungsschichten, aus allen  
politischen und religiösen  
Lagern. Ihre einzige Schuld  
bestand in dem Bekenntnis  
zu Österreich!

Dies war der Anfang –  
das Ende der Holocaust.  
Wehret den Anfängen!

KZ-Gemeinschaft Dachau  
Arbeitsgemeinschaft der KZ-Verbände  
und Widerstandskämpfer Österreichs

Dieser Text klingt wie aus den 50er Jahren, als der Mythos von Österreich als erstem Opfer des Nationalsozialismus als Gründungslegende der 2. Republik festgeschrieben wurde. In der Gegenüberstellung der „österreichischen Patrioten“, die von den „Nazibarbaren verschleppt“ wurden, kommt dieser Opfermythos deutlich zum Ausdruck.

Die Formulierung „sie kamen aus allen Bevölkerungsschichten, aus allen politischen und religiösen Lagern“ verstärkt den Eindruck, als ob Österreicher\_in zu sein per se eine Gegner\_innenschaft zum Nationalsozialismus einschließt, außerdem werden damit Begriffe wie Juden und Regimegegner ausgespart.

Tatsache ist, dass 63 der 150 Männer Juden waren und alle waren Regimegegner – allerdings aus unterschiedlichsten Gründen:

*Neugebauer, Wolfgang/ Schwarz, Peter: Stacheldraht, mit Tod geladen...Der erste Österreichertransport in das KZ Dachau 1938 Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Verbände und Widerstandskämpfer Österreichs Mitteilungen 186, Wien 2008 S. 24-25*

„Eine ungefähre Zuordnung der 150 Häftlinge des ersten Dachautransportes ergibt folgendes Bild:<sup>[1]</sup> Weit über ein Drittel, nämlich 63 Personen, waren Juden<sup>[2]</sup>; ca. ein Drittel waren Anhänger des „Ständestaates“, wobei sich diese ungefähr je zur Hälfte auf politische Funktionäre und auf Polizei- und Justizfunktionäre aufteilten; etwa jeweils 10 % entfielen auf Sozialisten und Kommunisten. Diese Einteilung enthält insofern Überschneidungen, als politische Häftlinge mitunter jüdischer Herkunft waren; diese doppelte Stigmatisierung zog für den einzelnen Häftling in aller Regel eine erhöhte Gefährdung nach sich, wie später noch anhand einiger Beispiele verdeutlicht werden wird. Unter den jüdischen Häftlingen waren politisch engagierte Journalisten, Schriftsteller und Künstler besonders stark vertreten. Der Großteil der Häftlinge – alle bis auf 15 – stammte aus Wien. Roma und andere Gruppen wurden erst im Zuge späterer Verfolgungsaktionen in die KZ gebracht.“

**[1]** Die Zuordnung erfolgte aufgrund von Angaben in mündlichen und schriftlichen Erinnerungsberichten sowie vielen Gesprächen mit Häftlingen, namentlich Dr. Ludwig Soswinski, Erich Fein, Dr. Fritz Bock und Hermann Lackner. Für Hinweise sind wir weiters unseren Kollegen im DÖW Prof. Hans Landauer und Prof. Dr. Jonny Moser dankbar.

**[2]** Als Juden werden hier nicht nur die Angehörigen der Religionsgemeinschaft verstanden, sondern alle Menschen, die vom NS-Regime im Sinne der Nürnberger Gesetze als „Juden“ qualifiziert wurden.“

Und schließlich der Satz: „Ihre einzige Schuld bestand in dem Bekenntnis zu Österreich!“ Der Begriff Schuld steht hier nicht unter Anführungszeichen – als ob es irgendeine Art von Schuld gebraucht hätte, um in ein Konzentrationslager deportiert zu werden. Und „ihre einzige Schuld ...“ legt nahe, dass das bei anderen nicht der Fall war. Wie ist das mit Juden und Jüdinnen, Kommunist\_innen, Revolutionären Sozialist\_innen ..., die sich nicht zu Österreich bekannten? Wie ist das mit Homosexuellen oder mit Menschen, die von den Nationalsozialist\_innen als „Asoziale“ gebrandmarkt wurden? Für die Nationalsozialist\_innen gab es vielerlei Gründe Leute zu verfolgen, zu foltern und zu ermorden – und sie alle haben mit Schuld nichts zu tun.

Quelle: <http://mezzanin.org/musik/czuczkawestbahnhof.mp3>:

## **ZEITZEUGENBERICHT VON GEORG CZUCZKA, DER IM FRÜHJAHR 1938 VOM WESTBAHNHOF DEPORTIERT WURDE.**

GC: Meine Mutter war aus irgendeinem Grund nicht zuhause, es war ein sehr schöner Frühsommernachmittag und ich war alleine mit meinem Vater zuhause und es hat geklingelt und unser freundlicher Kriminalkommissar stand vor der Tür und sagte zu mir – ich hab die Türe aufgemacht – und er sagte zu mir: „Ist dein Vater zhaus [zuhause]?“ Und ich sagte ja und da sagte er: „Sag ihm, er soll kommen!“ Und mein Vater war schon auf dem Weg und sagte: „Ja bitte?“ Und er hat gesagt: „Herr Czuczka, sie sind verhaftet!“ Und mein Vater war natürlich völlig verdattert und ich meine [unclear] ob ers erwartet hatte, ich weiß es nicht, auf jeden Fall, er war verhaftet und er fragte den Kommissar, den wir schon von vorher kannten, denn er war schon gekommen gewesen noch vor dem „Anschluss“ und er hat uns gesagt: „Sehen sie sich vor, machen sie das ned [nicht]“ und so und er sagte zu ihm, es war nicht eine Freundschaft, aber es war wenigstens ein Mensch, mit dem man halbwegs reden konnte. Und er hat ihn gefragt: „Soll ich meinen Mantel mitnehmen?“ Es war sehr warm draußen und da hat er gesagt: „Ja, nehmens [nehmen sie] den Mantel ruhig mit.“ Und er hat den Mantel, so einen nicht sehr dicken Mantel gehabt da über den Arm genommen und dann hat der Kommissar gesagt: „Naja, das Zahnbürstel könntens [könnten sie] auch mitnehmen und a bissl Geld.“ And that was that.

Und dann sind die beiden weggegangen und das nächste Mal, dass wir vom Vater gehört hatten, war, dass er in dem Sammellager war in Wien, im zwanzigsten Bezirk in der Karajangasse und da konnte er einen kurzen Brief schreiben. Und dann hörten wir erst wieder von ihm wahrscheinlich so zwei, drei Wochen später, vielleicht sogar einen Monat aus Dachau und naja ... und dann hat er halt von Dachau, ich weiß nicht, ob es alle 14 Tage war oder alle Monate und da war auch manchmal Sperrung, wo er nicht schreiben konnte. Und wir konnten ihm schreiben und wir konnten ihm auch wenn ich mich nicht sehr irre Geld schicken, sonst nichts.

Und er hat dann in Dachau, er hat auf der Fahrt nach Dachau auf dem Zug, das hat er uns natürlich später erzählt, auf der Bahn hatten sie, wurden sie – das wirst du sicherlich schon von anderen gehört haben - in so Wagenabteile gepfercht, zu acht oder zehn oder was, so dass sie ganz dicht gedrängt dasitzen. Und dann haben sie die Heizung angestellt und haben die Wagen beheizt, obwohl draußen Frühlingswetter war und sie mussten dann auf der Fahrt einerseits mussten sie Lieder singen teilweise jüdische Lieder, hebräische Lieder und dann mussten sie so Turnübungen machen auf engstem Raum. Und das waren natürlich verschieden alte Leute und manche sind mitgekommen und manche nicht und manche sind praktisch ohnmächtig geworden und mein Vater war an und für sich ein nicht sehr großer Mensch, er

war so einen Meter siebzig vielleicht, fünfundsiebzig und neben ihm saß ein Anderer, der ich glaube einen Meter achtzig, fünfundachtzig war. Und der SS-Mann, der an der Eingangstür zu den Abteilen gestanden hat, hat gesehen, wie der eingenickt ist und hat seinen Säbel gezogen und hat in das Abteil... ist so halb in das Abteil hineingegangen und hat mit dem Säbel [Hit] gemacht und hat diesem Mann auf der Brust treffen wollen oder hat ihn getroffen und meinen Vater hat er hier getroffen...

PR: Unter der Nase?

GC: Unter der Nase und er hat geblutet wie ein Schwein auf dem Transport und ist dann... natürlich das ist verkrustet und so und irgendwie hat er keine Blutvergiftung und gar nichts bekommen und es ist verheilt. Und er hat dann hier so eine Art Hasenscharte gehabt, aber es war waagrecht und er hat es senkrecht, aber das hat er gleich zu Beginn seiner Karriere als Strafhäftling bekommen und er hat dann später hat er sogar eine ganze Aufzeichnung mir gemacht über Dachau und Buchenwald. Und auch über die Fahrt und hatte gesagt, dass die Polizei, die sie bis zum Westbahnhof sagen wir begleitet hat, dass die Polizei sich absolut menschlich und korrekt verhalten hat. Und dass sie dann von dann ab der SS überantwortet worden sind und dass sie Spießrutenlaufen mussten und dass sie jämmerlich ge- und zerschlagen worden sind und vielleicht glaube ich mich auch zu erinnern, dass einige, die einfach versucht haben, wegzulaufen, dort an Ort und Stelle erschossen worden sind. Und ich meine, er hatte im ersten Krieg schon eine ganze Menge miterlebt und wie gesagt, ich habe sehr wohl gewusst, was er da erlebt hatte und er hat auch deshalb sich große Sorgen gemacht, trotzdem er dafür war, dass ich in die Armee gehen würde und auch dafür war, dass ich in den Kampf gehen sollte, das hat ihm sehr weh getan.

Er hat immer wieder gesagt: „Hoffentlich musst du das nicht erleben, was ich erlebt habe im Krieg!“ Er war absolut ein, naja sagen wir ein Pazifist und das war ja auch wahrscheinlich ein Jammer, von diesen ganzen Leuten, die im Krieg waren, die das irgendwie mitgekriegt haben seelisch, dass sie Pazifisten waren und dass sie nicht bereit waren zu kämpfen.

Leo Bretholz mit Michael Olesker: Flucht in die Dunkelheit. Wien, 2005. S. 52-53:

**„KOMM“, SAGTE ONKEL ISIDOR RASCH, „DU WIRST DEINEN ZUG VERSÄUMEN.“**

Ich beugte mich zu meiner Großmutter, um sie zu küssen und sie flüsterte ein letztes Mal meinen Namen.

Ein Taxi führte uns durch Nieselregen zum Westbahnhof, wo Hitler die Stadt Monate vorher betreten hatte. Die Bahnstation schien noch riesiger als zuvor. Onkel Isidor, heikel wie immer, war verärgert, weil er seinen Schirm vergessen

hatte. Immer strebte er nach Würde. Er hatte noch keine Ahnung von den Demütigungen, die ihn in Buchenwald erwarteten oder von seinem Tod in Auschwitz.

Eisenbahnen hatten mich immer fasziniert. Wer konnte wissen, was die große, von mir noch unerforschte Welt zu bieten hatte? Heute waren es Soldaten, die herumliefen und uniformierte Polizisten, und jeder von ihnen hätte uns einer Marotte wegen attackieren können. Mein Onkel gab mir die Bahnkarte, schüttelte meine Hand und sagte: „Bleib gesund.“

Das war alles. Es hatte an jenem Tag schon zu viele Abschiede gegeben und wir hatten unseren Vorrat an Abschiedsworten aufgebraucht. Wir gingen den Bahnsteig entlang zum Zug, mein Onkel trug meinen Koffer und meine Tante hielt meinen linken Arm fest, als würde ich ohne ihre Hilfe niederfallen. Als ich bereits im Zug war, beugte ich mich aus dem Fenster und sah meine Tante Rosa und meinen Onkel Isidor in der Menge auf dem Bahnsteig stehen.

„Danke für alles“, sagte ich. Mein Herz klopfte, teils aus Aufregung, teils aus Furcht, aber ich lächelte, als wollte ich bestätigen, dass es mir gut ging. So konnten sie meiner Mutter sagen, dass ich glücklich war und damit waren wir alle in einer nützlichen Scheinwelt vereint. „Grüß die Mina“, sagten sie gleichzeitig.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, reichten beide hinauf zum Fenster, um meine Hand zu berühren. Rosa weinte. Sie folgte dem Zug noch ein paar Schritte. Mein Onkel winkte ein letztes Mal und wandte sich dann ab. Ich war noch immer am Fenster, und winkte und winkte, solange ich ihre schwindenden Umrisse in der Entfernung sehen konnte. Sie waren das Letzte von dem Leben, das ich bis dahin gelebt hatte.

## „Kindertransporte“

### „FÜR DAS KIND: MAHNMAL GEGEN DAS VERGESSEN“

Die Skulptur stellt einen ca. 7-jährigen Buben dar, der auf einem Koffer sitzt. Der Koffer der Bronzeskulptur entspricht der Größe des einzigen Gepäckstücks, das die Kinder auf ihre Reise mitnehmen durften. Vorbild für das in der Skulptur dargestellte Kind ist Sam Morris, dessen Urgroßmutter Sara Schreiber 1938 durch einen Kindertransport gerettet wurde. Die Aufstellung der Skulptur geht auf die Initiative von Milli Segal und der Londoner Bildhauerin Flor Kent zurück, von der auch der Entwurf stammt, finanziert wurde sie von den ÖBB.

*aus: [de.wikipedia.org/wiki/Kindertransport](https://de.wikipedia.org/wiki/Kindertransport)*

Als Kindertransport (auch Refugee Children Movement) wird international die Ausreise von über 10.000 Kindern, die als „jüdisch“ im Sinne der Nürnberger Gesetze galten, aus dem nationalsozialistischen Deutschland beziehungsweise aus von diesem bedrohten Ländern zwischen Ende November 1938 und dem 1. September 1939

nach Großbritannien bezeichnet. Auf diesem Wege gelangten vor allem Kinder aus Deutschland, Österreich, Polen und der Tschechoslowakei ins Exil. In Zügen und mit Schiffen konnten die Kinder ausreisen, wobei die meisten ihre Eltern nie wieder sahen, oftmals waren sie die einzigen aus ihren Familien, die den Holocaust überlebten.

Am 15. November 1938 empfing der britische Premierminister Arthur Neville Chamberlain eine Abordnung einflussreicher britischer Juden, um über eine vorübergehende Aufnahme von Kindern und Jugendlichen in Großbritannien zu verhandeln. [...] Geertruida Wijsmuller-Meyer, eine einflussreiche niederländische Bankiersfrau, verhandelte zeitgleich mit Adolf Eichmann und es gelang ihr, eine pauschale Duldung solcher Transporte unter strengen Auflagen zu erlangen. So durften die Kinder nur einen Koffer, eine Tasche und zehn Reichsmark mitnehmen; Spielsachen und Bücher waren verboten, nur eine Fotografie erlaubt. Mitgeführte Wertsachen wurden beschlagnahmt. Den Reisegruppen wurden Blockvisa ausgestellt, und jedes Kind bekam eine Nummer. Um tränenreiche – und damit öffentlichkeitswirksame – Abschiedsszenen zu unterbinden, wurde Eltern und Angehörigen verboten, bei der Abfahrt der Kinder den Bahnsteig zu betreten.

Mark Jonathan Harris, dessen Film Kindertransport 2001 als bester Dokumentarfilm mit dem Oscar prämiert wurde, beschreibt, wie die Kinder mit der Verarbeitung ihrer Erlebnisse allein gelassen wurden:

Das Schicksal der Kinder und ihre weitere Geschichte weisen bleibende Spuren der Traumatisierung auf. Viele sahen ihre Eltern nie wieder, und selbst wenn Mutter oder Vater am Ende der Naziherrschaft zu den Überlebenden gehörten, kamen meist keine normalen Beziehungen mehr zustande. Unter den Kindern sind Depressionen und Beziehungsstörungen, Ängste aller Art, Ruhelosigkeit und Misstrauen besonders häufig, Folgen eines traumatischen Identitätsverlustes. Hinzu kommt das „Schuldgefühl der Überlebenden“ („survivors guilt“): Ähnlich wie bei Menschen, die als „versteckte Kinder“ unter falscher Identität der Vernichtungsmaschinerie der Nazis entgingen, wurde den Kindern der Rettungsaktion die eigene Trauer über das Erlittene nicht zugestanden, nicht von der Umwelt und nicht vom eigenen Gewissen.

Kofler, Michael/Pühringer, Judith/Traska, Georg (Hg.): Das Dreieck meiner Kindheit. Eine jüdische Vorstadtgemeinde in Wien. Mandelbaum Verlag, Wien 2008 S. 35:

## **BERICHT DES ZEITZEUGEN EDDIE ARAD (GEB. ZUCKERKANDL)**

Geboren 1931 in Wien.

Seine Eltern schickten ihn im Dezember 1938 mit einem Kindertransport nach England, wo er bei verschiedenen Familien aufgenommen wurde. Er traf seine Eltern, die illegal mit Hilfe der Palmach (eine Organisation im Rahmen der Hagana) einwandern konnten, erst 1945 in einem Kibbuz wieder.

Er war verheiratet und hatte ein erfolgreiches Leben als Geschäftsmann. Vom Tod

seiner Frau und seiner Söhne, die beide im Militärdienst umkamen, wurde er schwer getroffen. Seine Tochter lebt in den USA und steht in enger Verbindung mit ihm. Er lebt heute in Herzliya, in der Nähe von Tel Aviv.

Ebd.: S. 137:

Ich kann dir über den letzten Augenblick am Bahnhof mit meinen Eltern erzählen. Ich war sehr aufgeregt über die Reise. Sie haben mir einen Namen und eine Nummer umgehängt. Mein Vater sagte mir, ich fahre nach England. Ich erinnere mich an meine Mutter, die bittere Tränen weinte. Aber mein Vater sagte: „Klara, wir müssen das machen. Wer weiß, was sonst passiert.“ - Und er hat uns alle gerettet. Heute habe ich große Bewunderung für ihn. Damals war ich ihm sehr böse. [...] Ich war glücklich. Ich habe nicht verstanden, was vorgeht. Ich war glücklich – ein Kind von sieben Jahren geht auf Reisen. [...] Ich war sehr unabhängig.

Dieser Abschied ist Eddie Arads früheste Erinnerung. Die Erinnerung an seine höchstwahrscheinlich guten und behüteten Kinderjahre davor wurden durch die Trennung von seinen Eltern im Dezember 1938 bis zum heutigen Tag blockiert. Sie erwachten auch nicht wieder nach dem Wiedersehen mit seinen Eltern in Palästina im Jahr 1945.

## **DENKMÄLER FÜR „KINDERTRANSPORTE“ IN EUROPA**

Seit 2006 wurden in mehreren Städten Skulpturen zur Erinnerung an die Kindertransporte aufgestellt:

- \* September 2006 London, Bahnhof Liverpool Street Station, wo die meisten jüdischen Kinder aus Deutschland eintrafen. Es wurde von Frank Meisler, der selber mit Hilfe eines „Kindertransportes“ fliehen konnte, entworfen und gestaltet.
- \* März 2008 Wien, Westbahnhof
- \* November 2008 Berlin, S- und U-Bahnhof Friedrichstraße Die Skulptur bildet das Pendant zum Denkmal in London, wurde ebenfalls von Frank Meisler gestaltet und durch Spenden finanziert.
- \* Mai 2009, Hauptbahnhof Danzig

Lea Rosh, Eberhard Jäckel: Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Deportation und Ermordung der Juden; Kollaboration und Verweigerung in Europa. Köln: Komnet, 1990:

## Widerstand gegen Antisemitismus – das Beispiel Italien

[...] Die Italiener verabschiedeten am 30. November 1943 ein Gesetz, das besagt, daß alle Juden, die nicht aus gemischten Familien stammten, in speziellen Konzentrationslagern interniert werden sollten. Infolge dieses Gesetzes wurde eine Bürokratie in Gang gesetzt, die vom Innenministerium ausging. Demnach mußten die Juden von der italienischen Polizei verhaftet werden. Die italienische Polizei übernahm es also, die Juden aufzuspüren, falls sie flüchtig waren, übernahm auch ihre Verhaftung und ihre Internierung in die Konzentrationslager. Alles was darauf folgte, lag in den Händen der deutschen Nazis.

*Wie kommt es, daß diese Befehle Mussolinis befolgt wurden? Waren es Bürokraten und Polizisten, die Faschisten waren, oder waren es ganz einfach Antisemiten?*

[Primo Levi, Anm.] Es ist schwierig, in Italien von einer antisemitischen Bevölkerung zu sprechen oder von einer antisemitischen Bürokratie. Es gab eine Bürokratie, die antisemitisch eingestellt war, aber das ist eine andere Sache. [...] Es war eine Art Automatismus der Bürokratie, so ist es überall. Auf der anderen Seite muß man mit Nachdruck betonen, daß es gerade im Fall des einzelnen Polizisten, der Juden verhaften mußte, wo also eine einzelne Person auf eine andere trifft, viele Fälle von Rettungsaktionen für Juden gegeben hat. Es gab Polizisten, die vorher ankündigten, daß sie in die Häuser der Juden kommen würden, damit gaben sie ihnen Zeit zur Flucht. Es gab auch Polizisten, die falsche Protokolle ausstellten oder die Juden sogar versteckten. [...]

Carpi hat einen der schönsten und größten Plätze Europas. [...] In der meterdicken Stadtmauer ist das ungewöhnlichste Denkmal für ermordete Juden, das ich je gesehen habe, ein Museum der Erinnerung. In der Eingangshalle zunächst ein Foto vom Lager Fossoli, auf Riesenformat vergrößert: Baracken, Stacheldrahtzaun, Wachtürme. In dem großräumigen Gewölbe: Fotos, Schautafeln, Landkarten und Glasvitruinen, in denen das bißchen persönlicher Besitz ausgestellt ist, der den Inhaftierten geblieben war: Bücher, Tagebuchnotizen, Häftlingskleidung, Mützen, Schuhe, Brillen, Schnupfdosen, Zahnprothesen. Aber auch Folterwerkzeuge. Und dann kommt man in ein Gewölbe, vollgeschrieben mit Tausenden von Namen. Dunkle Schrift auf weißem Kalk, Vorname, Nachname. Die Namen aller 8.000 über Fossoli nach Auschwitz deportierten italienischen Juden. Ich stehe da und lese die Namen. Und Deutschland? Was gibt es bei uns? [...]

Die Italiener gehen anders mit ihren Toten um. Sie sind ja auch anders mit den Lebenden umgegangen. In Italien haben 26.000 von fast 40.000 italienischen Juden ver-

steckt überlebt. In Deutschland haben ungefähr 5000 Juden versteckt überlebt. 5.000 von 160.000. [In Wien waren es 2.000 von 180.000 Juden und Jüdinnen, Anm.] [...]

Im ehemaligen Ghetto von Rom leben auch heute noch vorwiegend Juden. An einer Hauswand in der Nähe des Tores ist eine kleine weiße Marmortafel angebracht: Erinnerung an die Razzia vom 16. Oktober 1943.

Vor der Jagd auf die Juden von Rom telegraphierte Konsul Modellhausen am 6. Oktober dem Reichsaußenminister:

„Obersturmführer Kappler hat von Berlin den Auftrag erhalten, die 8.000 in Rom wohnenden Juden festzunehmen und nach Oberitalien zu bringen, wo sie liquidiert werden sollen. Stadtkommandant von Rom, General Stahel, mitteilt mir, daß er diese Aktion nur zulassen wird, wenn sie im Sinne des Herrn RAM liegt. Ich persönlich bin der Ansicht, daß es besseres Geschäft wäre, Juden, wie in Tunis, zu Befestigungsarbeiten heranzuziehen...“

Der Reichsaußenminister aber ließ dem Konsul antworten:

„Der Herr RAM bittet, Rahn und Moellhausen anzuweisen, sich auf keinen Fall in diese Angelegenheit einzumischen, sie vielmehr der SS zu überlassen.“

Der Konsul war gegen „diese Angelegenheit“. Er wußte genau, warum. Nirgends in Europa waren die Juden so integriert wie in Italien. Sie gehörten dazu. Die Nichtjuden kämpften um ihre Juden, ließen sich ihre Mitbürger nicht einfach wegnehmen.

Franca Magnani erzählt von einer Contessa, die ihren Palazzo an der Grenze zum ehemaligen Ghetto hatte. Eine Häuserseite grenzte an das Ghetto, die andere an das christliche Viertel. Als die Jagd begann, zog sie die Juden auf der Ghettostraßenseite in ihr Haus. Auf der Rückseite, im Christenviertel, waren die Deutschen nicht. Dort zeigte sie ihnen den Fluchtweg. Dichtung oder Wahrheit? Wenn ich noch Zweifel hatte, wurden sie durch einen „glaubwürdigen“ Zeugen ausgeräumt. In dem ehemaligen SS-Quartier, einem fünfstöckigen Haus mit Verhörzellen, ein paar Straßen weiter, finde ich ein Dokument, das die Haltung der italienischen Bevölkerung belegt. „Autor“ dieser Schilderung ist der SS-Obersturmführer Kappler. Der berichtet dem SS-Obergruppenführer Wolff, der zu dieser Zeit im Feldhauptquartier von Himmler war, am 18. Oktober 1943 von der Razzia in Rom:

„...Beteiligung der italienischen Polizei war in Anbetracht der Unzuverlässigkeit in dieser Richtung unmöglich. ...Verhalten der italienischen Bevölkerung eindeutig passiver Widerstand, der sich in großer Reihe von Einzelfällen zur aktiven Hilfsleistung steigerte. ...Verschiebungsversuche der Juden bei Eindringen deutscher Polizisten in das Haus in Nachbarwohnungen waren eindeutig zu beobachten und dürften verständlicherweise in zahlreichen Fällen vorgekommen sein. ...Antisemitischer Teil der Bevölkerung trat während der Aktion nicht in Erscheinung, sondern ausschließlich die breite Masse, die in Einzelfällen sogar versuchte, die Polizisten von den Juden abzudrängen...“

Die „Beute“ der Deutschen war dementsprechend: Statt der erhofften 8.000 Juden haben sie nur 1.007 Juden gefangen.

